Volks-Sagen, Märchen
und
Legenden.

Gesammelt
von
Johann Gustav Büsching.

Zweite Abtheilung.

Leipzig, 1812.
bei Carl Heinrich Reclam.

V.

Heinrich der Löwe, Herzog von Braunschweig.

56.

Historie und Geschichte von Herzog Heinrich dem Löwen.

Man sagt von starken Helden,
Sie sein zu preisen hoch;
Darum so muß ich melden
Von einem Herren auch,
Er ist von edlem Stamme
Und ist ja lobenswerth,
Von wegen großer Thaten
Führt er billig das Schwerdt.

Preis wollte er erlangen,
Zog weit in fremde Land,
Ebentheuer anzufangen,
Das kam ihm auch zur Hand,
Wagte sein Leib und Leben,
Wie ihr jetzt hören werd't,
Wie man findet beschrieben;
Er war von ed'ler Art.

Er nahm mit Ritter und Grafen,
Der hochgebor'ne Fürst,
Es waren seine Unterthanen,
Nach Preis der Ehr sie dürst't.

Sie kamen an ein Wasser,
Die Pferde ließen sie stehn,
Und säumten sich nicht lange,
Zu Schiff sie thäten geh'n.

Der Schiffer sich fertig machte
Und fuhr sehr schnell davon,
Sie fuhren Tag und Nachte,
Kein Land sie trafen an.
Es brachen ihre Segeln,
Sie kamen da in Noth,
Groß Kummer stieß ihn'n entgegen,
Jeder wünschet sich den Tod.

Sie lagen da sehr lange,
Die Speise nahm ein End',
Dem Herzog ward sehr bange,
Er hub auf seine Händ';
„Ach Gott! laß dich erbarmen,
Wir leiden große Noth,
Ach! komm zu Hülf' uns Armen,
Es mangelt an Speis und Brod.“

Einer klagt dem andern den Kummer,
Als auch dies groß Elend,
Sie waren matt von Hunger
Und wunden ihre Händ'.
Der Herzog sprach zu den Seinen:
„Wir stehen alle bloß,
Es hilft ja hier kein Weinen,
Jeder mache sich ein Loos.“

Die Loose wurden gemachet,
Wie man nun hören thut,
Ein jeder darnach trachtet,
Man legt sie in einen Hut
Und ward gänzlich beschlossen,
Wer zum ersten 'raus käm',
Soll sein Leben unverdrossen
Geben den andern anheim.

Das Loos fiele zum ersten
Auf einen kühnen Held.
Er sprach gar bald von Herzen:
„Macht's, wie es euch gefällt.
Meinen Leib will ich euch geben
Dahin zu eurer Speis',
Nehmt mir nun bald das Leben,
Theilt unter euch mein Fleisch.

Ihr mögt mich braten oder sieden,
Ich geb's euch herzlich gern,
Gott wolle nur behüten
Unsern frommen Landesherrn.
Es geh' gleich über uns alle,
Wir sein klein oder groß;
Ach Gott! daß ja nicht falle
Auf unsern Herrn das Loos."

Der Held wurde geschlachtet,
Wie man das lieset noch,
Speise davon gemachet,
Hunger war der beste Koch.

In Stücken ihn zerhieben
Die Mitgesellen sein,
Der Hunger sie antriebe,
Jeder mußt sich stellen ein.

Auf wen das Loos gefallen,
Thät sich herstellen gern',
Gott gab das Glück für allen,
Er schont immer den Herrn.
Er stund mit einem Knechte,
Der war, nächst Gott, sein Trost,
Groß waren sie in Nöthen,
Der Herr ward nicht erlos't.

Der Hunger hielt nicht stille,
Er war bei ihnen groß.
Der Herr sprach: „es ist mein Wille,
Wir beide werfen das Loos;
Auf wen es dann thut fallen,
Der soll den andern verzehr'n.“
Der Knecht rief laut mit Schallen,
„Solch's thu' ich nicht mein'm Herrn.“

Sie thaten beide loosen,
Der Knecht sah das ungern,
Das Loos fiel auf den großen,
Edlen, liebwerthen Herrn.
Der Knecht sollte ihn tödten,
Befahl der hochwerthe Mann;
Hoch waren sie in Nöthen,
Der Knecht wollt' nicht daran.

Der Knecht sagte mit Treuen:
„Herr, es ist alles verlor'n,
Ich müßt' mein Leben bereuen,
Ihr seid ja hochgeborn.
Von Leder will ich euch machen
Gar bald ein'n neuen Sack,
Ihr mögt des Glück's erwarten,
Ihr seid noch jung und stark."

Der Knecht nahm in der Güte
Den treuen Helden werth,
Näht ihn in Ochsenhäute
Und legt zu ihm sein Schwerdt:
„Ach Gott, thu dich erbarmen,
Wie steck' ich in der Noth!
Mein'n Herrn hab' ich jetzt begraben
Und er ist noch nicht todt."

Gar bald kam da geflogen
Der Vogel Greif sehr groß,
(Ist wahr und nicht erlogen),
Und auf den Herrn zuschoß,
Faßt ihn mit seinen Klauen,
Trug ihn bald in sein Nest,
Der Herr thät sich erfreuen,
Sprach: „Gott, thu bei mir das Best'!"

Der Greif flohe von hinnen,
Mehr Speise er begehrt',
Der Herr thät sich besinnen,
Ergriff sein scharfes Schwerdt.

Er dankte Gott dem Herren
Und schnitt sich aus der Haut,
Er sah sich um vor Freuden
Und faßt' einen guten Muth.

Die jungen Greifen schrien,
Begehrten bald den Herrn,
Ich sag's aus wahrer Treue,
Er thät sich ihrer wehr'n.
Er rief an Gott den Herren,
Der half ihm aus der Noth,
Thät sich der Vögel erwehren
Und schlug sie alle todt.

Er stieg gar bald herunter,
Schnell aus dem großen Nest.
Es nahm den Herren Wunder
Der ungeheuren Gäst!
Man kann noch jetzt anschauen
Zu Braunschweig in dem Thum (Dom),
Da hängt die Greifenklauen,
Die er mitgebracht zum Ruhm.

Der Herr thät sich von weiten
Im Wald ziemlich umschau'n,
Da sah' er grimmig streiten
Einen Lindwurm mit einem Leu'n.
Er sprach: „ich will es wagen
Und sollt' ich bleiben todt;"
Thät auf den Lindwurm schlagen,
Sprach: „nun hat's wohl keine Noth,

Ich hab' oft hören sagen,
Der Löw' sei ein treues Thier,
Drum will ich's mit ihm wagen
Gegen den Lindwurm hier.
Ich hoff', mir soll's gelingen,
Der Lindwurm soll bleiben todt;
Dem Löwen will ich beispringen,
Ihm helfen aus der Noth."

Sie thäten da fast ringen,
Jeder sein Stärk' bewährt,
Der Herr thät dazu springen
Mit seinem blanken Schwerdt.
Der Löw' ward dies bald innen,
Vor'm Lindwurm er stets weicht,
Der Herr aus kühnen Sinnen
Bald auf den Lindwurm streicht.

Der Lindwurm sperrt auf den Rachen
Gegen den hochwerthen Mann;
Der Herr fing an zu lachen,
Er sprach den Löwen an,
Der Leu mit frohem Muthe
Schnell auf den Linudwurm sprang.
Der Lindwurm schrie sehr laute,
Daß es im Wald erklang.

Der Herr mit frischem Muthe,
Schlug auf das wilde Thier,
Mit seinem Schwerdt so gute,
Daraus wild Feuer fuhr.

Da sah der Löw' das Gute,
Sein' Treu dem Herrn anbot,
Der Herr aus freiem Muthe
Schlug da den Lindwurm todt.

Der Leue thät sich legen
Zum Herrn und seinem Schild,
Er thäte seiner pflegen,
Er fing ihm Hirsch und Wild;
Groß Treu empfing der Herre
Von diesem wilden Thier.
Er pflegt's ihm machen gare,
Ohn' alles Feuer hier.

In diesem großen Walde
Waren sie mit Wasser umgeb'n;
Er besann sich hierauf balde:
Wie komme ich von dem Löwen?
Eine Hord' thät er bald machen,
Von Holz und auch von Reis,
Der Löw' thät darnach trachten,
Wie er bekäm die Speis.

Die Hord' wurde gebunden,
Er legt sie auf das Meer,
Setzte sich drauf von Stunden,
Sah sich sehr weit umher.
Der Löwe kam gegangen,
Hatt' ihm ein Wild gehetzt,
Der Herr säumt' sich nicht lange,
Hat sich erst niedergesetzt.

Der Löwe trauret' sehre,
Fand seinen Herren nicht,
Lief hin und her so sehre;
Von weitem er ihn erblickt,
Hörte des Herren Stimme
Und sah ihn auf dem Schiff,
Schwamm bald mit großem Grimme
Zum Herren in das Schiff.

Sie fuhren Tag und Nachte,
Wo sie der Wind hintrieb,
Der Herr auch immer wachte,
Für Angst er wenig schlief,
Hätt' auch lieber gesehen,
Der Löw' wär' blieben da.
„Wie wird es mir nun gehen,
Das Unglück kommt mir nah'!

Ach Gott! thu' dich erbarmen, —
Rief er — hub auf sein' Hand',
Hilf doch an's Land uns Armen,
Die Speise hat ein End'."
Es war Gott zu erbarmen,
Wie man erachten kann;
Der Löw' in seinen Armen
Sah' ihn ganz traurig an.

Ja, Wunder muß ich sagen,
Wie man es oft empfind't,
Mancher Feind thut Haß tragen,
So bös er auch gesinnt,

Aber Gott kann es wenden,
Muß kommen ihm zu gut,
Sein Unglück auch so enden
Und helfen aus der Noth.

Der Herr beständig wachet,
Hat Tag und Nacht kein' Ruh.
Gar bald sich zu ihm machet
Der Satan, sprach ihm zu:
„Neue Post, so nicht erlogen,
Hör' wohl auf meine Wort',
Du liegst in Wasserwogen,
Mußt endlich sterben todt.

Zu Braunschweig eingezogen
Vorgestern zu Mittag,
Ist wahr und nicht erlogen,
Was ich dir jetzund sag':
Man wird Beilager halten,
Welches jedem wohl bekannt;
Ein Fürst aus fremden Landen,
Der kriegt dein Weib und Land."

Der Herr saß sehr in Trauren,
Er glaubte es fürwahr:
„Meine Reise that dauren
Länger denn sieben Jahr,
Sie werden nicht anders denken,
Ich sei weg von der Welt.
Zu Gott will ich mich lenken,
Er mach's, wie ihm's gefällt." —

„Ja, hör', ich will dir sagen,
Du red'st noch viel von Gott;
Du liegst in Wasserwogen
Er hilft dir nicht aus Noth.
Ich will dich heute führen
Zu der Gemalin dein,
Auch zu den Freunden vielen,
Wenn du willt meine sein."

Sie hatten ein lang Gespräche,
Der Herr wollt' willigen nicht:
„So ich mein Gelübde bräche
Gegen Gott, dem ewigen Licht,
Ob ich gleich bin ein Herre
Zu Braunschweig hochgeboren,
Fiel' ab von Gott meinem Herren,
Wär' ich ewig verloren." —

„Ein's will ich dir vorschlagen,
Geh' nur nicht lang' zu Rath,
Ich will dich heut' hintragen
Nach Braunschweig vor die Stadt,
Ohn' den geringsten Schaden
Auf den Giersberg legen hin.
Da kannst du meiner warten,
Bis ich komm' wieder hin.

Dann will ich auch verschaffen
Den Löwen an den Ort,
So finde ich dich schlafen —
Nun merk' wohl auf die Wort' —

Sodann sollt du mein eigen
In meinem Reiche sein."
Wollt' ihn gerne betreugen
Um Leib und Seele sein.

„Ach Gott, thu mich erretten,
Sehr böse ist die Sach',
Ich will gar treulich beten,
Will halten fleißig Wach'.
Ach Gott! thu mir bescheeren
Heut einen sel'gen Tag;
Ich befehl' mich Gott dem Herren,
Bis der Löwe kommet nach."

Der Herr thät sich besinnen,
Gab seinen Willen drein,
Wie er möcht' kommen von hinnen
Zu der Allerliebsten sein.
„Ach Gott! woll'st mich bewahren
Diesen Tag und auch die Nacht,
In Gottes Geleit zu fahren,
Eh' die Hochzeit wird vollbracht."

Er nahm alsbald den Herren,
Führt ihn in Lüften hin,
Vermeint', er soll' sein werden,
Hätt' einen guten Gewinn.
Vor Braunschweig legt er nieder
Den edlen Herren fromm:
„Ich komme gar bald wieder,
Du kannst wohl wachen thun."

Der Herre war sehr müde,
Es war kein Wunder nicht:
„Ach Gott! mich heut' behüte,
Sonst mir sehr weh' geschieht.
Hilf ja, daß ich mög' wachen,
Es möcht' mir übel sein,
Möcht' kommen in Satan's Rachen,
Dazu in die ew'ge Pein."

Er that sich niedersenken,
Der Schlaf setzt ihm sehr zu;
Es war nicht zu verdenken,
Hatte lang' gehabt keine Ruh'.
Er lag auf dem Giersberge
Zu Braunschweig vor der Stadt;
Wie man gar leicht kann merken,
Von der Reise war er matt.

Es währete drauf nicht lange,
Der Teufel kam gefloh'n,
Hatte sehr fest umfangen
Den allzutreuen Leu'n.
Der sah den Herren liegen,
Gedacht', er wär' schon todt;
Er ruhete am Berge,
Wär kommen bald in Noth.

Der Löwe thät laut schreien,
Weil sich der Herr nicht rührt;
Dem Teufel thäts gereuen,
Daß er ihn hatt' geführt.

Der Herr von solchem Schreien
Gar bald und schnell erwacht;
Den Teufel thät's gereuen,
Warf den Löwen, daß es kracht.

Denn, so der Herr geschlafen,
Wär' kommen um Leib und Seel',
Allein Gott thät es schaffen,
Von ihm kommt Leben und Heil,
Half ihm in diesem Leben
Aus solcher großen Noth,
That seiner ferner pflegen,
Half ihm bis in den Tod.

Der Herre fiel darnieder
Und dankte Gott dem Herrn,
Richt't sich darnach auf wieder,
Es wollt' bald Abend werd'n.
Wär' er den Tag nicht kommen,
Wär' ihm ein großer Schad',
Wie ihr jetzt habt vernommen,
Er kam sobald zu spat.

Er kam in Braunschweig gangen,
Der Löwe folgt ihm nach,
Er war gar schlecht empfangen,
Nach der Burg war sein Gang.
Er hört' ein groß Getöne,
Dacht': was mag dieses sein?
Thät sich bald lenken schöne
Nach dem Mosthaus hinein.

In's Haus wollt' er eintreten,
Man wollt' ihn nicht einla'n,
Trabanten und Soldaten,
Die drohten ihn zu schla'n.
„Was willt du denn hier machen,
Wohl in dem Fürstenhaus?
Du hast hier nichts zu schaffen,
Geh', packe dich hinaus."

Groß Wunder nahm den Herren,
Was er da hört' und sah:
„Es dürfte wohl wahr werden,
Was der Teufel mir gesagt.
Was heißt das Getön' und Pfeifen,
Ist hier ein fremder Herr?
Gebt mir Bericht ihr Leutchen,
Was sind's für neue Mähr?" —

„Der Herr ist gar nicht fremde,
Er ist uns wohl bekannt;
Ich sag', daß er bekomme
Heut' das Braunschweiger Land,
Mit unser gnäd'gen Frauen;
Denn sie ist hochgebor'n,
Ist eine Wittwe in Treuen,
Ihren Herrn hat sie verlor'n."

Der Herr wundert sich sehre,
That eilen mit der Sach',
Er gab ihnen die Ehre
Und bat freundlich die Wach'.

Sie trugen kein Bedenken,
Thaten den Willen sein,
Er begehrte nur zu schenken
Ihm einen Becher Wein.

Der Herre bat recht sehre,
Er wollt' gar nicht abla'n,
Er war ihr Landesherre,
Der Abend kam heran.
Zu einem sprach er in Treuen:
„Sprich doch die Fürstin an,
Es soll dich nicht gereuen,
Du scheinst ein braver Mann.

Und thu sie freundlich bitten:
Einen Trunk von ihrem Wein'
Wolle sie herunter schicken,
Matt ist das Herze mein."
Er sahe an den Löwen
Und auch den werthen Mann,
Er lief gar schnell und eben
Und zeigt's der Fürstin an.

Die Braut mußt dessen lachen,
Sprach: „was ist das für ein Mann?"
Es waren ihr seltsame Sachen,
Daß er einen Löwen sollt' ha'n.
Bald gab sie ein Geschirre,
Ließ ihn das trinken aus:
„Er ist ein Ebentheure,
Wie kommt er in das Haus?"

Sie schickt den Becher hinunter:
„Soll austrinken den Wein.“
Der Diener sprach: „mich nimmt's Wunder,
Wer magst du doch wohl sein?
Daß du begehrst zu trinken
Von diesem edlen Wein,
Den man der Herzoginnen
Allein thut schenken ein?“

Er nahm den Ring von Golde,
Der in zwei Theilen war,
In'n Becher warf er ihn balde,
Bat sehr, er möcht ihn dar
Tragen zur Fürstin milde.
Drauf war geschnitten ein
Sein Name, Helm und Schilde;
Das trug man ihr hinein.

Der Diener das Geschirre
Nahm und thät ihm nichts sagen,
Es däucht ihm Ebentheure,
Für die Fürstin thät er's tragen.
Sprach: „ach, gnädige Fraue,
Eine Fürstin hochgebor'n,
Eure Gnaden thu' dies anschauen,
Habt ihr das Gold verlor'n?“

Sie nahm das Gold zu Handen,
Und thät's fleißig anschau'n,
Es lag ihr Herz in Banden,
Auf sie sah'n alle Frau'n.

Sie war entfärbet sehre,
Bald war sie wie ein' Leich';
Sie dacht': es ist mein Herre,
Der Herzog von Braunschweig.

Die Braut stund auf in Eile,
Bald in die Kammer ging;
In einer kleinen Weile
Rief sie den Kämmerling,
Sprach: „habt ihr nicht gesehen
Draußen den fremden Mann?
Welcher vor unser'm Schlosse
Soll mit einem Löwen stahn."

Er sprach: „gnädige Fraue,
Ich hab' ihn wohl geseh'n,
Thät ihn gar wohl anschauen,
Der Löw' that mit ihm geh'n;
Der Leu ist ihm getreue
Und ist ihm unterthan,
Viel Leute ihn anschauen,
Es ist ein feiner Mann."

Sie legt' sich an die Zinne
Und thät hinunter schau'n,
Ward ihren Herren inne,
Er saß da mit dem Leu'n.
„Hilf Gott, daß mir's gelinge,
Was er mir hat geschickt,
Ist von meines Herren Ringe."
Gar oft sie ihn anblickt.

„Laßt ihn herauf nur kommen
Wir wollen ihn befragen,
Wo er den Ring bekommen,
Er wird es uns wohl sagen.
Den Ring kenn' ich gar eigen,
Mein Herr hat mir ihn geben,
Da er von mir wollt' scheiden.
Ach Gott! wär' er am Leben!

Thät ihn von einander schneiden,
Dies ist gewißlich wahr,
Da er von mir wollt' scheiden,
Ist länger denn sieben Jahr.
Sollt' ich kommen nicht wieder
Auf dieses Hauses Saal,
Sprach da mein edler Herre,
So nehmt ein ander Gemal."

Jedermann nahm es Wunder,
Was noch daraus wollt' werd'n;
Die Räthe nahmen besunder (besonders)
Den frommen Landesherrn.
Sie fragten diesen Frommen
Um diese Wunderding,
Und wie er hätt' bekommen
Von ihrem Herrn den Ring.

Der Herr fing an zu lachen,
Sprach: „es wird werden gut;"
Ja fleißig thät er trachten,
Daß er könnt' seh'n die Braut:

„Von keinem hab' ich bekommen,
Das sag' ich euch fürwahr,
Ich hab' den selbst genommen,
Sind länger denn sieben Jahr."

Sie alle ihn anschauen,
Er war ein ernster Mann,
Ging'n hin zur edlen Frauen
Und zeigten ihr dies an:
Der Ring wäre gekommen
An seinen rechten Ort,
Drum wäre er geleget,
Wo er billig hingehört.

Deß wundert sie sich sehre,
Ging eilend durch den Saal;
Sie sprach: „ach Gott! mein Herre,
Ist's mein lieber Gemal,
Dem dieser Ring gewesen,
Dem liebsten Herren mein?
Ach Gott! ist er's gewesen,
Sollt' er beim Leben sein?"

Sie thät den Herrn anschauen,
Für Freud' fiel sie zur Erd',
Der Herr sah an die Frauen,
Er ihr aufhelfen thät.
Es wundert allen Herren,
Sie sprachen allzugleich:
„Was will doch daraus werden,
Herr Gott im Himmelreich?"

Die Fürstin thät ihn nennen,
Bot ihm die weiße Hand:
„Ach Herr, ihr wollt euch nennen,
Seid ihr der Herr im Land?
Ihr sollt euch uns anmelden,
Sag'n wir zu dieser Stund',
Wir preisen Gott den Herren,
Der läßt euch kommen gesund." —

„Vor Zeiten war ich ein Herre —
Sagt er — es ist kein Spott,
Es geschieht mir wenig Ehre,
Muß es befehlen Gott.
Ich war ein Herr ohn' Sorgen,
Das sag' ich noch fürwahr,
Von Braunschweig ausgezogen,
Schon länger denn sieben Jahr." —

„Seid ihr der Landesherre,
So seid uns allen willkomm;"
Thaten ihm große Ehre;
Denn er war mild und fromm.
Die Fürstin fiel darnieder
Und dankt dem Herren Gott:
„Mein Herr ist kommen wieder,
Hat ihn errett't aus Noth."

Zu Tische man ihn weiset,
Ein jeder es geseh'n,
Wo man ihn besser speiset,
Als auf der Hord' (dem Schiff) gescheh'n.

Bei der Braut setzt man ihn nieder,
Jeder sich verwundert hier,
Der Leue ward versorget,
Sein allzutreues Thier.

Was soll man weiter sagen?
Dem Bräut'gam kam die Mähr':
„Es war wohl zu beklagen,
Daß eben kam der Herr,
Nun ist mein Thun verloren,
Durch den Korb bin ich hindurch,
Wär' ich noch höher geboren,
Stünd' ich jetzt sehr in Sorg'."

Der Bräut'gam trauret sehre,
Es war ihm leid der Hohn,
Wenn's nicht der Landsherr wäre,
Er wollt' nicht lassen davon.
Nach der Braut stund sein Verlangen.
„Ich hab' ein Wild gejagt,
Ein and'rer hat's gefangen,
Das sei ja Gott geklagt."

Die Herren gingen zusammen,
Und hielten einen Rath,
Der Herzog dazu kommen,
Einen jeden er da bat:
Guten Rath sie sollten geben.
In Gnaden ward's erkannt,
Dieweil er hatt' sein Leben,
Darzu war Herr im Land'.

Seiner Gnaden sie drum dankten,
Die Sach' war nicht verloren:
„Ein Fräulein ist aus Franken,
(Sie war auch hochgebor'n),
Die wir dem Bräut'gam geben,
Das soll gescheh'n zur Hand,
Ist sauber, schön, gar eben,
Als eine in dem Land'."

Dem Herzog solches gefallen,
Der Vorschlag war ganz gut,
Er lacht', daß es erschallen,
Ganz fröhlich war sein Muth.
Gingen in Eil' gar balde,
Zeigten's dem Herzog an,
Er sollte Hochzeit halten,
Dies Fräulein sollt' er ha'n.

Die Herren eilten sehre,
Gingen zu ihm ins Gemach,
Sie sagten ihm die Mähre,
Erzählten ihm die Sach'.
Zeitung wollten sie bringen,
Die Sach' sollt' werden gut,
Man wollt' ihm bald zuführen
Eine schöne junge Braut.

„Euer Gnaden haben vernommen
Von unserm Landesherrn,
Daß er ist wiederkommen
Aus fremden Landen fern;

Gott denselben hat bewahret
In vieler Angst und Noth,
Wir alle haben getrauret,
Als wär' er längsten tod.

Weil es denn Gott so schaffet,
Sei euch zur Eh' vermacht,
(Die Fürstin auch drauf hoffet
Und es gar nicht veracht't),
Euch aus edlem Stamm gar eben
Ein Fräulein auserkor'n;
Dieser Rath ist nun gegeben
Vom Fürsten hochgebor'n."

Der Fürste sprach mit Sitten:
„Ach, lieben Räth' und Herrn,
Ein's will ich euch noch bitten,
Könnt ihr mir das gewähr'n,
Daß unser gnäd'ger Herre
Geb' seinen Willen drein,
Ich sag's auf meine Ehre,
Sie soll mein eigen sein.

Spürt ihr den gnäd'gen Willen
Von denen Hochgeborn'n,
So geht in aller Stillen
Zu der, die mir erkohr'n.
Ich sag' es euch fürwahre,
Sie soll mein eigen sein,
Mit mir ich sie heimfahre,
Gar bald in meine Heim't."

Sie säumten sich nicht lange,
Gingen zu der Fräulein,
Sie wurden schön empfangen,
Hieß sie willkommen sein.
Mit züchtigen Geberden
Trugen sie ihr an die Sach',
Das Fräulein wollt' sich wehren,
Sie endlich freudig lacht.

Sie wollte Aufschub nehmen,
Die Herren wollten nicht,
Und sich ein wenig schämen:
Doch höflichen Bericht
Sie sollten fragen ihr'n Herren,
Dazu seiner Gnaden Gemal,
Was diese würden rathen,
Sollt' ihr gefallen wohl.

Sie sprachen: „edles Fräulein,
Unsre gnädige Obrigkeit
Hat schon gegeben den Willen drein,
Gebt uns kurzen Bescheid.
Auch uns're gnädige Fraue
Hätt' ihn selber genommen,
Wir sagen's euch mit Treue,
Wär' der Herr nicht wiederkommen." —

„Nun, Gottes Wille geschehe,
Will er es also ha'n,
Daß ich soll greifen zur Ehe,
Zeigt's unserm Herren an."

Sie sprachen: „das müssen wir sagen,
Daß unser gnäd'ger Herr
Euch dieses vorgetragen
Reicht euch zu großer Ehr'."

Das Fräulein gab ihren Willen,
Sie hatte ja gesagt;
Zeigten's dem Herrn im Stillen,
Sagten: „es ist wohl gemacht,
Das Fräulein ist euer eigen,
Gott geb' euch Glück dazu,
Wollen sie euch bald beilegen,
Sollt schlafen in guter Ruh'."

Der Herr mit freiem Muthe
Schön dankte diesen Herrn:
„Mein Sach' ist worden gute,
Nun besteh' ich mit Ehr'n.
Soll ich nun Hochzeit machen
Mit meiner neuen Braut,
Vivat! Gott thu' es machen,
Daß wir werd'n bald getraut."

Sie antworteten in Eile:
„Das wird nun bald gescheh'n."
Man nahm da nicht die Weile,
Ging alsbald zum Fräulein;
Man nahm sie bei den Handen
Und führte sie zum Herrn,
Liebreich ward sie empfangen,
Er nahm sie herzlich gern',

Großen Dank thät er ihr sagen,
Auch sie umarmte sein
Und auf einem güldnen Wagen
Führt' sie zur Kirchen ein.
Niemand fast konnte hören
Allda sein eigen Wort,
Von Pfeifen und Trompeten,
Desgleichen nie gehört.

Man gab sie da zusammen,
Wie es noch jetzt geschicht,
Als sie nach Hause kamen,
War alles zugericht't.
Jeder war voller Freuden,
Jedem die Sach' däucht' gut;
Es war wohl zugerichtet,
Doch nicht auf diese Braut.

Man that nun Hochzeit halten,
Man sah da manchen Mann,
Von Jungen und von Alten
Gerüstet auf dem Plan;
Mit Rennen und Turnieren
Brach mancher seinen Spieß,
Ja, wie man konnte spüren,
That jeder seinen Fleiß.

Die Hochzeit kam zu Ende,
Ein jeder Urlaub nahm,
Gaben dem Herrn die Hände,
Braut und dem Bräutigam.

Man ließ sie auch begleiten,
Groß Gut man ihr mitgab,
Jeder sah' es an mit Freuden,
Hatte sein Vergnügen drab.

Der Herzog saß in Ehren
Regierte Leut' und Land;
Man mußte ihn recht ehren,
Den Frommen er beistand.
Man that ihn überall lieben,
Den Herren zu Braunschweig,
Von wegen seiner Treuen,
Macht manchen Armen reich.

Bis in seinen alten Tagen
Hat ihn Gott wohl bewahrt,
Sein Gemal, ohn' alles klagen,
Für Unglück auch bewahrt,
Auch die nach seinem Tode
Das Land regieret fort,
Denen gab Gott auch Güter,
Junge Herren und Fräulein fort.

Der Herzog legt' sich nieder,
Vor Alter war er schwach,
Sprach: komm ich nicht auf wieder,
So befehl ich Gott mein' Sach',
Christo, meinem Herren,
Befehl' ich Leib und Seel',
Der wolle nun mein pflegen,
Von ihm kommt Leben und Heil.

Sein' Gemalin weinte sehre,
Der Herr gesegnete sie:
„Mein Bleiben ist nicht mehre,
Gott woll' erhalten hie,
Er wolle euch bewahren,
Dazu auch Leut' und Land;"
Und in derselben Stunde
Bot jedem er die Hand.

Seinen Geist thät er aufgeben,
Der edle Herzog werth
Und endet so sein Leben;
Man legt' zu ihm sein Schwerdt.
Drauf ward prächtig begraben
Des theuren Fürsten Leich',
Das Grab zu sehen kann haben
In der Burg zu Braunschweig.

Jedermann traurete sehre
Um den Herrn Hochgebor'n,
Wie auch das wilde Thier
Sein Leben hat verlor'n.
Der Leu legte sich nieder
Auf seines Herren Grab,
Davon wollt' er nicht wieder,
Bis er seinen Geist aufgab.

Die Ehre that man dem Löwen
Und legt ihn in ein Grab,
Welches noch heut' zu sehen
Auf der Burg zu Braunschweig.

Täglich man auch hingehet,
Das Grab besehen hat,
Auf einer Säul' er stehet,
Zum Gedächtniß treuer That.

Ein' Greifenklau auch hanget
Zu Braunschweig in dem Thum,
Mit welcher man noch pranget
Zum Andenken und Ruhm.
Dies kann man allda sehen,
Zum Zeugniß, daß es wahr,
Des Löwen Gedächtniß stehen,
Welches gewiß ist wahr.

Ach Gott! du wollst behüten
Dies hohe Fürstenhaus,
In aller Regenten Zeiten
Theilen den Segen aus
Und gnädiglich bewahren
Für Pest, Krieg, Raub und Brand,
Wie auch gnädig vermehren
Die Nahrung in dem Land'.

Zum stätigen Andenken
Der wunderbaren Geschicht',
Und auch zu ewigen Ehren
Des Herren Herzog Heinrich
Und seinem getreuen Löwen
Ist dies ganze Gedicht,
Dem fürstlichen Stamm zu Ehren
In Braunschweig aufgericht't.

VI.

Kindermährchen.

57.

Von dem Mahandel Bohm.

Dat is nu all lang her, woll twee dusent Johr, do was dar een rick Mann, de hadde eene schoine, frame Frou, un se hadden sik beede seer leef, hadden averst kene Kinner; se wünschten sik averst seer welke, un de Frou bedt so veel dorum, Dag un Nacht; man se kregen keen un kregen keen. — Vor eerem Huse was een Hoff, darup stund een Mahandelboom, ünner den stün de Frou eens in'n Winter, un schalt sik eenen Appel. — Un as se sik den Appel so schalt, so snet se sik in'n Finger, un dat Blot feel in den Snee. — „Ach! — sed de Frou, un süft so recht hoch up, un sach dat Bloot för sik an, un was so recht wehmödig, — had ih doch een Kind so roth as Bloot un so witt as Snee." — Un as se dat sed, so wurd eer so recht frölich to mode, eer was recht as sull dat was warden. Dar ging se to den Huse un ging een Maand hen, de Snee vör ging, un twee Maand dar was dat groin, un dree Maand, da kemen die Bloimer ut de Erde, un veer Maand, dar drungen sik alle

Boimer in dat Holt, un de groinen Twige weeren all in een anner wussen. Dar sungen de Vägelkens, dat dat ganze Holt schallt, un de Blöten felen von de Boimes. Dar was de fyste Maand weg, un se stand ünner den Mahandelboom, de rook so schoin; do sprang eer dat Hart vör Freuden, un se feel up eere Knee un konnde sik nich laten. Un as de seste Maand vörby was, dar warden de Früchte dik un stark, da ward se gans still. Un de söbende Maand, da greep se na de Mahandelbeeren un att se so nidsch, da ward se trurig un krank. Dar ging de achte Maand hen, un se reep eeren Mann un weende un sed: „wen ik starve, so begrave my ünner den Mahandelboom.“ Da wurde se gans getrost un freute sik, bett de neegte Maand vorby was, dar kreeg se een Kind, so witt as Snee un so root as Bloot; un as se dat sah, so freute se sik so, dat se sturv.

Dar begrob eer Man se unner den Mahandelboom, un he fung an to weenen, so seer, eene Tyd lang; da ward dat wat sachter, un dar he noch wat weend had, da heel he up, un noch eene Tyd, do nam de sik wedder eene Frou.

Myt de tweete Frou kreeg he ene Dochter, dat Kind averst von de eeerste Frou was een lüttje Söhn un was so root as Bloot un so witt as Snee. Wenn de Frou eere Dochter so ansach, so had se se

so leef; averst den sach se den lüttjen Jung an un dat ging eer so dorcht Hart, un eer ducht as stund he eer allen wegen in'n Weeg, un dacht den man jümmer, wo se eer Dochter all dat Vormögent towenden woll. Un de Böse gav eer dat in, dat se den lüttjen Jung gans gram wurd un stöd em herüm, von een Ek in de anner, un buft em hier, un kuufft em dar, so dat dat arme Kind jümmer in Angst was; wenn he den ut de Schol kam, so had de keene ruhide Stede.

Eens war de Frou up de Kamer gan, da kam de lüttje Dochter ok herup und sed: „Mutter, giv my eenen Appel.“ — „Ja, myn Kind,“ — sed de Frou, un gav eer eenen schoinen Appel ut de Kist: de Kist averst had eenen groten schwaren Deckel, mit een groot scharp ysern Slott. „Mutter! — seed de lüttje Dochter — schall Broder nich ok eenen hebben?“ Dat vördröt de Frou, doch sed se: „ja, wen he ut de School kummt.“ Un as se ut dat Finster gewaar wurde, dat he kam, so was dat recht, as wen de Böse aver eer kam, un se grapst to, un nam eerer Dochter den Appel wedder weg un sed: „Du sast nich eer eenen hebben, as Broder.“ Dar smeet se den Appel in de Kist und makt de Kist to. Dar kam de lüttje Jung in der Dör; dar gav eer de Böse, dat se früntlich to em sed: „myn Söhn, wist du eenen Appel hebben; un sach em so

haſtig an. „Mutter — ſed de lüttje Jung — watt ſühſt du greſig ut, ja, giv my eenen Appel.“ Dar was eer, as ſull ſe em toriten. „Kum mit my — ſed ſe un makt den Deckel up — haal dy eenen Appel herut.“ Un ſo, as ſik de lüttje Jung henin bükt, ſo reet eer de Böſe: Bratſch — ſchloog ſe den Deckel to, dat de Kop af floog un unner de roden Appel feel. Dar överleep er dat in de Angſt, un dacht, kund ik dat von my bringen. Dar ging ſe baben, na eere Stuve, na eeren Dragkaſten, un halt ut de bävelſte Schuuflade eenen witten Dook, un ſett den Kopp wedder up den Hals, un band den Halsdook ſo um, dat man niks ſeen kund, un ſett em vör de Dör op eenen Stool und gav em den Appel in de Hand.

Dar kam dar na Marleenken to eere Mutter in de Köke, de ſtand by den Führ un had eenen Putt mit heet Water för ſik, den rührt ſe jümmer um. „Mutter, — ſegd Marleenken — Broder ſitt vor de Dör un ſöcht gans witt ut, un het eenen Appel in de Hand; ik hev em beden, he ſoll my den Appel geven, averſt he antword my nich. Da ward my gans graurig.“— „Ga noch mahl hen — ſegd de Mutter — un wen he dy nich antworden will, ſo giv em eens an de Ohren.“ Da ging Marleenken hen un ſed: „Broder, giv my den Appel. Averſt he ſweeg ſtill; dar gav ſe em eens up de Ohren, da

feel de Kopp herün. Daröver verschrack se sik un füng an to weenen un to rauren, un leep to eere Mutter un sed: „ach! Mutter, ik heb minen Broder den Kopp af schlagen.“ — un weend, un wul sik nich to freeden geben. „Marleenken! — sed de Mutter — wat hest du dahn? averst swig man still, dat keen Minsch markt, dat is na doch nich to ännern; wy willen em in suhr koken.“ Dar nam de Mutter den lüttjen Jungen un hakt em in Stücken, ded em de in den Putt un kokt em in suhr, Marleenken averst stun darby un weend un weend un de Tranen feelen all in den Putt, un se beukten gar keen Solt.

Dar kam de Vader to Huus un sett sik to Disch un sed: „wo is den min Söhn?“ Dar drog de Mutter eene grote, grote Schöttel up, mit swart suhr, un Marleenken weend und kund sik nich hollen. Da sed de Vader wedder: „wo is den myn Söhn?“ — „Ach — segt de Mutter — he is avert Land gahn, na Mütten eer groos Oem, he wull dar wat bliven.“ — „Wat deit he den dar? un het my nich mahl adjüs segd.“ „O! he wuld geer hen, un bed my, ob he dar woll sechs Weken bliben kun; he is jo woll dar up haben.“ — „Ach — sed de Man — my is so recht trurig, dat is doch nich recht, he hed my doch adjüs seggen schullt.“

Mit der fung he an to eeten un sed: „Marleenken, watt weenst du? Broder wart woll wedder kam.“ „Ach Frou, — sed he don — wat smekt my dat Eten schoin, giv my meer;“ un je meer he ath, je meer wuld he hebben, und sed: „gevt my meer, gy sölt nix darof hebben, dat is, as wen dat all myn weer; un he ath un ath, un de Knoken smeet he all unner den Disch, bet he alles up had. Marleenken averst ging hen na eere Kommode, un nam ut de unnerste Schuuf eeren besten syden Dook, un haalt all de Beenken un Knoken unner den Disch herut, un bund se in den syden Dook, un droog se vör de Dör un weente eere blödigen Tranen. Dar led se se unner den Mahandelboom in dat groine Graß, un as se se dar hen legd had, so was eer mit een mahl so recht licht, un weente nich meer. Do füng de Mahandelboom an sich to bewegen, un de Twyge deden sich jümmer so reecht von een anner un wedder to hope, so recht as wen sik eene so recht freut un mit de Handen so deit. Myt des so ging dar so'n Nebel von den Bohm un recht in den Nebel da brennt dat, as Führ, un ut das Führ dar floog so'n schoinen Vagel herut, de sung so herlich un floog hoch in de Luft. Un as he weg war, dar war de Mahandelboom as he vorheer west war, un de Dook mit de Knoken war weg. — Marleenken averst war so recht licht un vergnoigt, recht as

wen de Broder noch leeft. Dar ging se wedder gans lustig in dat Huus by Disch un ath.

De Vagel averst floog weg un sett sik up eenen Goldsmidt syn Huus un füng an to singen:

Mein Mutter die mich schlact,
Mein Vater der mich aß,
Mein Schwester der Marleenichen,
Sucht alle meine Beenichen
Und bind't si in ein seiden Tuch,
Leyt's unter den Mahandelboom.
Kywitt! kywitt!
Ach! wat een schoin Vugel bin ik.

De Goldsmidt satt in syne Warkstede un maakt eene goldne Kede. Dar hörd he den Vagel, de up syn dak sat un sung, un dat dunkt em so schoin. Dar stun he up un as he aver den Süll ging, so vörloor he eenen Tüffel, he ging aver so recht midden op de Straate, eenen Tüffel un een Sok an, syn Schottfell had he vör un in de een Hand had he de golden Kede un in de anner de Tang. Un de Sünn scheint so hell up de Straate, dar ging he reeht so stahn un sach den Vagel an: „Vagel! — segd he do — wo schoin kanst du singen, sing my dat Stück nochmahl." — „Nee, segd de Vagel, twee mahl sing ik nich umsünst, giv my de golden Kede, so will ik deit nochmahl singen." — „Da, — segd de Goldsmidt — hast du de golden Kede, un sing my dat noch mahl." Dar kam de

Vagel un nam de golden Kede so in de rechte Krall, un ging vör den Goldsmidt un sung:

Mein Mutter die mich schlaet't,
Mein Vater der mich aß,
Mein Schwester der Marleenichen
Sucht alle meine Beenichen
Und bind't si in een seiden Tuch,
Leyt's unter den Mahandelboom.
Kywitt! kywitt!
Ach watt een schoin Vugel bin ik.

Dar flog de Vagel weg, na eenen Schoster un sett sik ny den syn Dak un sung:

Mein Mutter der mich schlaet't,
Mein Vater der mich aß,
Mein Schwester der Marleenichen.
Sucht alle meine Beenichen
Und bind't si in ein seiden Tuch,
Leyt's unter den Mahandelboom.
Kywitt! kywitt!
Ach watt een schoin Vugel bin ik.

De Schoster hörd dat un leep vor syn Dör, in Hemdsarmel, un sach na syn Dak un must de Hand vör de Oogen holln, dat de Sünn em nich blend't. „Vagel — segd he — wat kannst du schoin singen.“ — Da reep he in syn Dör herin, „Frou, kum mahl herut, dar is een Vagel, sü mahl, der Vagel de kan mahl schoin singen.“ Da reep he sin Dochter, un Kinner un Gesellen, jung un magd, un keemen all up de Straat, un segen den Vagel

an, wo he schoin weer. Un he had so recht rode un groine Feddern, un um den Hals was dat as luter Gold, un de Oogen blickten em in Kopp as Steern. „Vagel — sed de Schoster — nu sing my dat Stuck noch mahl.“ — „Nee — sed de Vagel — twee mahl sing ik nich nich umsünst, du must my wat schenken.“ — „Frou — sed de Mann — ga na den Böhn up den bävelsten Boord, da stan een paar rode Schö, de bring herün.“ Dar ging de Frou na un halt de Schö. „Da Vagel — sed de Mann — nu sing my dat Stück noch mahl.“ Dar kam de Vagel un nam de Schö in de linke Klau un floog wedder up dat Dak un sung:

Mein Mutter die mich schlaet't,
Mein Vater der mich aß,
Mein Schwester der Marleenichen
Sucht alle meine Beenichen
Und bind't si in ein seiden Tuch,
Leyt's unter den Mahandelboom.
Kywitt! kywitt!
Ach watt een schoin Vugel bin ik.

Un as he ut sungen had, so floog he weg. De Kede had he in de rechte un de Schö in de linke Klau un he floog wüt weg na eene Möhl, un de Möhl ging klippe klappe — klippe klappe — klippe klappe, un in de Möhl dar seten zwintig Möhlenbursen, de hauten eenen Steen, un hakten, hik

hak — hik hak — hik hak, un de Möhl ging dar to klippe klappe — klippe klappe — klippe klappe. Dar ging de Vagel up eenen Lindenboom sitten, de vor de Möhl stån un sung:

„Mein Mutter die mich schlaet't,

da hörte een up,

„Mein Vater der mich aß,

da hörten noch tween up un hörten dat,

„Mein Schwester der Marleenichen,

da hörten wedder veer up,

„Sucht alle meine Beenichen
„Und bind't si in een seiden Tuch,

nu hakten noch man acht,

„Leyt's unter

nu noch man fyve

„den Mahandelboom.

nu noch man een,

„Kywitt! kywitt!
Ach watt een schoin Vugel bin ik."

Dar heel de letzte ok up un had dut letzte noch hörd. — „Vagel — segt he — wat singst du schoin, laat my dat ok hören, sing my dat noch mahl." — „Nee — segt de Vagel — twee mahl sing ik nich umsünst, giv my den Möhlensteen, so will dat noch mahl singen." — „Ja — segt he — wenn he my alleen anhörd, so sust du em hebben." — „Ja — seden de annern — wenn he noch mahl singt, so sall he em hebben." Dar kam de Vagel

herün un de Möllers sat'ten all twintig mit böm an un börten den Steen up hu, uh up! hu uh iph — hu uuh uhp! — Dar stak de Vagel den Hals dör dat Lok un nam em üm, as eenen Kragen un floog wedder up den Boom, un sung:

Mein Mutter die mich schlaet't,
Mein Vater der mich aß,
Mein Schwester der Marleenichen
Sucht alle meine Beenichen
Und bind't si in een seiden Tuch,
Leyt's unter den Mahandelboom.
Kywitt! kywitt!
Ach watt een schoin Vugel bin ik.

Un as he dat ut sungen had, da ded he de Flünk von een anner un had in de reehte Klau de Kede un in de linke de Schö un üm den Hals den Möhleensteen un floog wüt weg na sines Vaders Huse. —

In de Stuve satt de Vader, de Moder un Marleenken by Disch, un de Vader sed: „Ach, wat wart my licht, my is recht so grot to mode." — Ne — sed de Moder — my is so angst, so recht as wen een swar Gewitter kümme." Marleenken averst satt un weend un weend. Dar kam de Vagel anflogen, un so, as he sik up dat Dack sett — „ach! — segd de Vader — mi is so recht freündig un de Sünn schünt buten so schoin, my is recht as süll ik eenen ollen Bekanten wedder seen." —

„Nee! — sed de Frou — my is so angst, de Teene klappern my, un dar is my as Führ in de Adern;" un se reet sik eer Lifken up, un so meer. Averst Marleenken satt in een Ek un weende un had eeren Platten vor de Oogen un weende den Platten gans meß natt. Dar sett sik de Vagel up den Mahandelboom un sung:

Mein Mutter die mich schlaet't,

dar heel de Mutter de Ooren to, un kneep de Oogen to un wald nich seen un hören. Aver dat bruste eer in de Ooren, as de aller starkst Storm un de Oogen brannten eer, un zacken as Blitz

Mein Vater der mich aß,

„Ach Moder — sed de Man — dar is een schoin Vagel, de singt so herlich, de Sünn schünt so warm un dat räkt as luter Zinnemamen."

Mein Schwester der Marleenichen,

dar led Marleenken den Kopp up de Knee un weende in eens weg. De Mann averst sed: „ik ga herut, ik mut den Vagel dicht bysehn." — „Ach ga nich — sed de Frou — my is as bevt dat ganze Huus un stün in Flammen. Aver de Mann ging herut un sach den Vagel an.

Sucht alle meine Beenichen
Und bind't si in een seiden Tuch
Leyt's unter den Mahändelboom.
Kywitt! kywitt!
Ach watt een schoin Vugel bin ik.

Mit der leet de Vagel de golden Kede fallen, un se feel den Man jüst um den Hals, so recht hier herüm, dat se recht so schoin past. Dar ging he herin un sed: „sü wad is dat vor een schoin Vagel, hat my so ee schoine golden Kede schenkt, un süht so schoine ut.“ De Frou aver was so augst, un feel langst in de Stuve hen un de Müz feel eer von den Kopp. — Dar sung de Vagel widder:

Meine Mutter die mich schlaet't,

„ach dat ik dusent Fuder unner de Eerde weer, dat ik dat nich hören sull.“ —

Mein Vater der mich aß,

dar feel de Frou vor doot nedder,

Mein Schwester der Marleenichen

„Ach — sed Marleenken — ik will ok herut gan un sehn, op de Vagel my wat schenkt.“ Dar ging se herut,

Sucht alle meine Beenichen
Und bind't si in ein seiden Tuch,

dar smeet he eer de Schö herün,

Leyts unter den Mahandelboom.
Kywitt! kywitt!
Ach watt een schoin Vugel bin ik.

Das was eer so licht un fröhlich, dar took se de neien roden Schö an un danst un sprüng herün. „Ach — segd se — ik was so trurig as ik herut ging, un nu is my so licht, dat is mahl een herlichen Vagel, het my een paar rode Schö schenkt.“ —

„Nee — sed de Fru un sprang up, un de Har stunden eer to Barge, as Führs Flammen — my is as sull de Welt unner gan, ik will ok herut op my lichter warden süll.“ Nu as se ut de Dör kam — bratsch! — smeet eer de Vagel de Möhlensteen up den Kop, dat se gans to matscht. De Vader un Marleenken hörden dat un gingen herut, dar ging een Damp un Flam un Führ up von de Sted, un as dat vorby was, da stand de lüttje Broder, un he nam sinen Vader un Marleenken by de Hand un weeren all dree so recht vergnögt, un ging er in dat Huus bi Disch, un eeten.

58.

Von den Fischer un syne Fru.

Dar was mal eens een Fischer un syne Fru, de wahnten tosahmen in'n P—pott, dicht an de See — un de Fischer ging alle Dage hen, un angelt. So ging, un gin he hen, lange Tyd. —

Dar satt he eens an'n See by de Angel un sach in dat blanke Water, un sach un sach jümmer an de Angel — dar ging de Angel to Grunde deep ünner — un as he se heruttrekt, so haalt he eenen grooten Butt herun. — Dar sed de Butt to em: „ik bid dy, dat du my lewen lest, ik bin keenen

rechten Butt, ik bin een verwünschter Prins, sett my wedder in dat Water, un laat my swemmen." „Nu — sed de Mann — du bruckst nich so veele Worde to maken, eenen Butt de spreken kann, håd ik do woll swemmen laten." — Dar sett he em wedder in dat Wader, un de Butt ging furt weg to Grunde un leet eenen langen Strichen Bloot hinner si. — De Mann awerst ging to syne Fru in'n P—pott, un vortellt eer, dat he eenen Butt fangen håd, de håd to em seyd, he wer een verwünschter Prins, dar håd he em wedder swemmen laten. „Hest du dy den nix wünscht?" sed de Fru. „Nee — sed de Mann — wat schull ik my wünschen?" „Ach — sed de Fru — dat is de åvel, jümmer in P—pott do wanen, dat is so stinkig un drackig hier. Ga du no hen, un wühsch ne lüttje Hütt." — Den Mann was det nich so recht, doch ging he hen na den See, un as he dar kam, dar was de See gans geel un grön, da ging he an det Water stan un sed:

„Mandje! Mandje! Timpe Thee!
Buttje! Buttje! in de See!
Myne Fru de Ilsebill
Will nich so, as ik woll will."

Dar kam de Butt answemmen un sed: „Na, wat will se denn?" — „Ach — sed de Mann — ik hev dy doch fungen hot; nu seyd myne Fru, ik

håd my doch wat wünschen sullt, se mag nich meer in P— pott wahnen, se wöll görn een Hütt hebben.“ — „Ge man hen — seyd de Butt — se is all drin.“ —

Dar ging de Mann hen, un syne Fru stund in eene Hütt in de Dör, un sed to em: „kum man hoin! sü, nu is dat doch veel beter.“ Un dar was ne Stuve un Kamer un eene Köck drin, un der achter was een lütje Garn mit allerley Grönigkeeten un een hof, da weeren honne un Eenden. „Ach, — seyd de Mann — nu will we vergnögt lewen. „Ja — seyd de Fru — wie will et versöcken.“

So ging dat nu woll een acht edder vertein Doag, dar sed de Fru: „Mann! de Hütt wart my to eng, de Hoff un Garn is to lätt, ik will in een groot steenern Slott wahnen. Ga hen tum Butt, he sull uns een Slott schaffen.“ — „Ach Fru — sed de Mann — de Butt het uns erst de Hütt gewen, ik mag nu nich all wedder kam, den Butt mag et vordreeten.“ — „Ne watt — sed de Fru — de Butt kann dat recht good un deit dat gern, ge du man hen.“ —

Dar ging de Mann hen, un syn Hart was em so schwer. As he averst by de See kam, was dat Water gans vigelet un grau un dunkelblau, doch was dat noch still, dar ging he stan un sed:

„Mandje! Mandje! Timpe Thee!
Buttje, Buttje, in de See!
Myne Fru de Ilsebill,
Will nich so, as ik woll will.“

„Na! watt will se denn?“ sed de Butt. „Ach — sed de Mann gans bedräft — myne Fru will in een stenern Slott wahnen.“ — „Ga man hen, se steit vor de Dör;“ sed de Butt.

Dar ging de Mann hen un syne Fru stund vor eenen groten Pallas. „Sü Mann, — sed se — watt is dat nu schoin!“ Mit das gingen se tosamen hein; dar weeren so veel Bedenten, un de Wende weeren alle blank, un goldne Stöhl un Dischen weeren in de Stuve; un ochter dat Slott was een Garn un Holt, woll eene halve Myl lang, darin weeren Hirschen, Reh un Haasen, un op de Hoff Köhn Perdeställ'. „Ach — seyd de Mann — nu willn wy ok in dat schöne Slott blywen un tofreden syn.“ — „Dat willn my uns bedenken — seyd de Fru — un willent beslapen;“ mit der gingen se to Bed.

Den annern Morgens waakt de Fru up, dat was all Dag, da stöt se den Mann mit den Ellenbogen in de Syde, un sed: „Mann, stah up, wy motten König waren äver all dat Land.“ — „Ach Fru — sed de Mann — wat wulln wy König waren, ik mag nich König syn.“ — „Na, dann

will ik König syn — seyd de Fru — ge hen tum Butt, ik will König syn." — „Ach Fru — sed de Mann — wo kannst du König syn, de Butt mucht dat nich don." — „Mann! — syd de Fru — ge straks hen, ik möt König syn."

Dar ging de Mann hen, un was gans bedröft, dat syne Fru König waren wöllt. Un as he an de See kem, was se all gans schwartgrau, un dat Water geert so von unnen up, dar ging he stan un sed:

„Mandje! Mandje! Timpe Thee!
Buttje, Buttje in de See,
Myne Fru de Ilsebill
Will nich so, as ik woll will."

„Na! wat will se denn?" sed de Butt. „Ach, sed de Mann, myne Fru will König waren. „Gah hen, se is'd all;" sed de Butt. Dar ging de Mann hen, un as he na den Pallas kam, da weeren dar so vele Soldaten, un Pauken un Trumpeten, un syne Fru satt up eenen hogen Tron von Gold un Diamanten und had eene goldne Kron up; un up beeden syden by eer stunden ses Jungfruen, jümmer eene eenen Kops lüttjer as de annre. — „Ach Fru — seyd de Mann — bist du ein König?" — „Ja — seyd de Fru — ik bin König." Un as he eer da sone Wyl anseen häd, sed he: „Ach Fru, watt lett datt schoin, wenn du König best; nu wyll'n

wy ak nich meer wünschen." — „Nee Mann — sed se — my durt dat all to lang, ik kann dat nich meer uthallen. König bin ik, nu mut ik ok Kayser waren." — „Ach Fru — sed de Mann — watt wust du Kayser waren?" — „Mann — sed se — ga tum Butt, ik wull Kayser syn." — „Ach Fru — sed de Mann — Kayser kann he nich maken, ik mak den Butt dat nich seggen." — „Ik bin König — sed de Fru — un du syst ma min Mann, ga glik hin."

Dar ging de Mann weg, un as he so ging, so dacht he, dat geit un geit nich goot, Kayser is to unverschaamt, de Butt wart am Ende möde.

Mit des kam he an de See; dat Water was gans schwart un dik un dar ging so een Keekwind äwer hen, dat dat sik so kavwelt, dar hin he stan un sed:

„Mandje! Mandje! Timpe Thee!
Buttje, Buttje in de See,
Myne Fru de Ilsebill
Will nich so as ik woll will."

„Na, watt will se denn?" sed de Butt. „Ach — sed de Mann — will Kayser waren." — „Ga man hen — sed de Butt — se is't all.

Dar ging de Mann hen, un as he dar kam so satt syne Fru up eenen sehr hogen Tron, de was von een stück Gold un hat eene grote Krone up, de

was woll twee Ellen hoch. By 'eer up de syden, dar stunden de Trabanten, jümmer een lüttjer as de anner, von den allergrötsten Riesen, bett to den lüttsten Dwark, de was man so lang, as myn lüttje finger. — Vör een do stunden so veele Fürsten un Graven. Da ging de Mann ünner stan, de sed: „Fru! syst du nu Kayser?" — „Ja — sed se — ik sy Kayser." — „Ach — sed de Mann, un sach se so recht an — Fru, wat let dat schoin, wenn du Kayser syst." — „Mann — sed se — wat steist du dar, ik bin nu Kayser, nu will ik äverst ock Pobst waren." — „Ach — Fru sed de Mann — watt wist du Pobst waren; Pobst is man eenmal in de Kristenheet." — „Mann — sed se — ik mutt hüt noch Pobst waren." — „Nee Fru — sed he — te Pobst kenn de Butt nich maken, dat geit nich goot." — „Mann watt seek, kann de Butt Kayser maken, kann he ok Pobst maken; ge furt hen."

Dar ging de Mann hen, un em was gans flau, de Knee un de Woden zudderten em, un buten ging de Wind, un dat Water was, as kookt, de Schepe schooten en de Noot, un dansten un sprungen up de Bülgen, doch was de Hemmel in de Midde noch so een bitten blu, äverst an de syden, dar toog dat so recht root op, as een schwer Gewitter. Dar ging he recht vörtogtsten un sed:

„Mandje! Mandje! Timpe Thee!
Buttje, Buttje in de See.
Myne Fru de Ilsebill
Will nich so as ik woll will." —

„Na, watt will se dann — sed de Butt. Ach — sed de Mann — myne Fru will Pobst waren." — „Ga man hen — sed de Butt — se ist all."

Dar ging he hen, un as he dar kam, satt syne Fru up eenen Tron, da was twee Myle hoch, un hod 3 grote Kronen up, un um eer was so veele geestliche Staat, un up de Syden bey eer standen twee Lichte, dat grötste so dick un groot os de allergrötste Torn, bet to dat lüttste Köckinglicht. „Fru — sed de Mann, un sech se so recht an — syst du nu Pobst?" — „Ja — sed se — ik sy Pobst." — „Ach Fru — sed de Mann — wat let dat schoin, wenn du Pobst syst; Fru, nu was tofreden, nu du Pobst syst, kannst du nix meer waren." — „Dat will ik my bedenken;" sed de Fru. Dar gingen se beede to Bed, awerst se was nich tofreden, un de Girichheet leet eer nich slapen. Se dacht jümmer, wat se noch woll waren willt. Mit des ging de Sünn up, su dacht se as se se ut den Fenster so herup kamen sach, kunn ick nich ock de Sünn up gan laten? Dar wurd se recht so grimmig, un stod eeren Mann an: „Mann, ga hen tun Butt, ik will waren as de lewe Gott." De

Mann was noch meist in Slap, averst he verschrack sy so, dat he ut dem Bedde feel. „Ach Fru — sed he — sla en dy, un blive Pobst!“ — „Nee — sed de Fru — ik sy nich tofreden un kann dat nich uthallen, wenn ik de Sünn un de Mohn upgehen se, un kann se nich upgehn laten; ik mut waren, as de lewe Gott.“ — „Ach Fru — sed de Mann — dat kann de Butt nich, Kayser un Pobst kann he maken, awerst dat kann he nich.“ — „Mann — sed se — un sach so recht gresig ut, ik will waren as de lewe Gott, geh straks hen tum Butt.“

Dar fur dat den Mann en de Gleeder, un he bevt vor Angst. Buten averst ging de Storm, dat all Boime un Felsen umweigten, un de Himmel was gans swart un dat donnert un blitzt; dar sah man in de See so swarte hoge Wellen as Berge, un hödden baben all eene witte Kron von Schuum up. Da seed he:

„Mandje! Mandje! Timpe Thee!
Buttje, Buttje in de See.
Myne Fru de Ilsebill
Will nich so as ik woll will.“

„Na, wat will se denn?“ sed de Butt. „Ach — sed de Mann — se will waren, as de lewe Gott.“ — „Geh man hen, se sitt all wedder im P—pot.“ Dar sitten se noch hüt up dissen Dag.

59.

Das Mährchen vom Popanz.

Es war einmal ein König, der hatte eine sehr schöne Tochter, die schönste Prinzessin, die man jemals mit Augen gesehen. Schon als Kind verliebten sich alle in sie. Ihr Vater und Mutter hatten sie mit einem benachbarten Königssohn versprochen, der sehr häßlich und bucklicht, dessen Mutter aber eine große Zauberin war.

In der Nachbarschaft der Prinzessin wohnte ein Pastetenbäcker, der so schöne Pasteten backte, daß der König und der ganze Hof von keinem andern Pasteten nahm, als von ihm. Daher kam es, daß er die Prinzessin einst sah und sie ihn. Beide verliebten sich in einander und so heftig, daß sie eins ohne das andere nicht mehr leben zu können glaubten. Da nun die Prinzessin immer größer ward und endlich die Zeit herannahte, daß sie mit dem bucklichten Prinzen Hochzeit machen sollte, wußten sie sich nicht mehr zu helfen vor Schmerz. In ihrer Angst des Herzens wendete sie sich an ihre Amme und entdeckte ihr ihre Liebe zu dem Pastetenbäcker. Die Amme war sehr erschrocken hierüber und ermahnte sie, diese Liebe fahren zu lassen, da sie doch den Pastetenbäcker nie heirathen könnte und dürfte, und dagegen ihre Gedanken auf den Prinzen, ihren

künftigen Gemahl, zu richten. Die Prinzessin aber weinte und schluchzte, und versicherte ihre Amme, daß sie nicht eher wieder essen und trinken würde, bis sie ihr in ihrer Liebe Rath gegeben hätte. Die Amme, die wohl wußte, daß die Prinzessin hielt, was sie sagte, war sehr bestürzt und bat sie nur ruhig zu Bett zu gehen und versprach ihr auf Morgen nachzusinnen, was sie für sie thun könnte. Diese Amme verstand auch etwas von der Feerei und der geheimen Wissenschaft, und rieth am folgenden Tage der Prinzessin, ihren Vater zu bitten, daß er die Hochzeit noch ein Jahr aufschöbe; unterdessen würde sich Rath finden, und könnte sie so lange nach wie vor ihren Pastetenbäcker sehen. Dies geschahe und da die Amme um das Geheimniß wußte, so konnte er täglich die Pasteten in ihr Zimmer bringen und beide sich ungestört sprechen, so lange sie wollten. Auch vergaß derselbe niemals etliche Pasteten für die Amme mitzubringen, die mit Gold gefüllt waren. So gewann ihn diese sehr lieb und versprach ihm, alles zu thun, was möglich wäre, ihnen zu helfen. Da die beiden Verliebten aber täglich vertrauter wurden und oft halbe Tage lang zusammen saßen, ohne Vorsicht zu gebrauchen, so geschah es, daß, als sie einst wieder so recht traulich beisammen saßen, es dem Prinzen, ihrem Bräutigam einfiel, den König zu bitten, mit ihm zu seiner Braut zu gehen.

Aber welch Erstaunen ergriff sie, als sie beim Eintritt die schöne Prinzessin in den Armen des Pastetenbäckers sahen. Der Vater wollte fast vor Schrecken in Ohnmacht fallen, der Prinz aber vor Wuth zergehen. Der Pastetenbäcker benutzte die Verwirrung und lief davon. Der Prinz, im Uebermaß seiner Wuth, verwünschte sie alle, da er von seiner Mutter die Feerei gelernt hatte, daß sie in derselben Stellung unbeweglich blieben, bis er sie wieder aufweckte. Dies geschah auch sogleich. Ueber die Amme hatte er aber keine Macht, da sie selber eine Fee war. Sie war sehr betroffen über den Vorfall; da sie nicht mächtig genug war, den Zauber zu vernichten, so bedachte sie sich kurz, ging zum Pastetenbäcker und sagte ihm alles. Dieser war sehr betrübt darüber; die Amme tröstete ihn aber und sagte ihn, wenn er wirklich die Prinzessin so sehr liebte, wie er zeige, so könnte er ihr noch helfen und den Zauber auflösen. Er betheuerte seine Liebe, und war sogleich bereit, alles zu thun und auch sein Leben dafür hinzugeben. „Nun gut, sagte die Amme, so sollst du dich anschicken, eine weite Reise zu machen. In einem Lande, viele tausend Meilen von hier, wohnt ein Popanz, der Oberste aller Popanze, dem nichts verborgen ist, und der das Größte und Kleinste weiß, was durch die Zauberei geschieht und geschehen kann, zu

dem mußt du hin und sieben Federn aus seinem Schwanz zu kriegen suchen. Als dies der Pastetenbäcker hörte, war er sehr erschrocken und antwortete der Amme, daß solches unmöglich wäre, da er wüßte, daß alle Menschen, die zu dem Popanz kämen, von ihm aufgefressen würden. Die Amme eröffnete ihm aber, der Popanz hätte eine schöne Frau, die keine Menschen fräße; diese müßte er zu sprechen suchen und sie bitten, ihm zu helfen. Sie wüßte durch ihre Kunst, daß der Popanz alle Nachmittage um vier Uhr ausginge und nicht zu Hause käme vor Abend; unterdessen könnte er hingehen, und die Frau bitten, ihm die sieben Federn zu verschaffen und sieben Fragen zu beantworten, die sie ihm jetzo sagen wollte: die erste beträfe die Entzauberung des Schlosses und seiner Bewohner; die zweite: wie eine andere Prinzessin, die schon seit vielen tausend Jahren im Schlaf läge, aufgeweckt werden könnte; der dritte; wie der Weinstock in dem Garten eines Königssohns, der sonst so schöne Trauben getragen, nun aber verdorrt und dieser darüber in Krankheit gefallen, wieder zum Grünen zu bringen; viertens: woher es käme, daß der Prinz so häßlich und bucklicht wäre, da doch seine Mutter eine Fee und ihn so schön, als sie gewollt, hätte schaffen können; fünftens: wo der Mann wohnt, der Tag und Nacht auf dem Rücken trägt;

sechstens: wo das Schiff zu kriegen, daß so gut zu Lande, als zu Wasser geht; siebentens: wie die Frau des Popanz zu entführen wäre; denn dazu müßte er sich zur schuldigen Dankbarkeit entschließen: an ihrer Einwilligung wäre nicht zu zweifeln; denn das würde die Bedingung sein, worunter sie ihm die sieben Federn aus dem Schwanz des Popanzes würde verschaffen wollen, indem sie sehr unglücklich mit demselben lebte. Die Amme gab ihm hierauf einen versiegelten Zettel und sagte ihm, er sollte ihn nicht eher aufbrechen, als in der Nacht um 12 Uhr vor dem Thore der Stadt, und alsdann sollte er die Worte, die darauf geschrieben stünden, dreimal laut ausrufen: sogleich würde er sich in einem dicken Walde befinden, in welchem ein großes Schloß stünde. Er sollte sich aber in dem Walde verborgen halten, bis die Glocke 4 geschlagen hätte. Alsdann sollte er in das Schloß gehen und mit der Frau des Popanzes sprechen. Dies alles versprach er getreulich zu erfüllen, oder zu sterben. Als nun Mitternacht kam und er vor dem Thore die 3 Wörter ausgesprochen hatte, befand er sich auf einmal in dem Walde, nahe bei dem Schloß des Popanzes. Er verbarg sich, so gut er konnte, in dem Dikkicht, und es währte nicht lange, so sahe er den Popanz ausgehen, welcher fürchterlich umher schnupperte, als röche er Menschenfleisch. Als er ihm

aus den Augen war, ging er in das Schloß zu der Frau und bat sie um ein Nachtlager. Sie war sehr verwundert, als sie ein menschliches Wesen zu ihr hereintreten sah: „Mein Gott, rief sie aus, wie kommst du in diese Gegend? Es ist dein Glück, daß du nicht früher gekommen bist, und meinen Mann getroffen hast, er hätte dich gewiß gefressen. Er ist aber auf die Jagd gegangen, nach seiner Gewohnheit. Ich will dir zwar etwas zu essen geben; aber mache, daß du wieder fortkommst, oder sonst frißt dich mein Mann, wenn er zurückkehrt und dich hier trift: denn er spürt sogleich, wenn ein Mensch im Hause ist." Der Pastetenbäcker fing aber an, die Frau sehr zu bitten und ihr die ganze Sache vorzutragen: er wollte weder essen noch trinken, und bat sie nur inständig um die 7 Federn und um die 7 Fragen. Die Frau war sehr verwundert darüber, und antwortete: solches wäre unmöglich: ihr Mann würde sich weder lassen die Federn ausziehen, noch die 7 Fragen beantworten, und wenn er im Hause bliebe, so wäre sein Tod gewiß; er möchte sich verstecken, wo er wollte, ihr Mann fände ihn doch. Er bat aber so dringend und verhieß ihr, alles für sie zu thun, was sie nur verlangte, wenn sie ihn dagegen zu den sieben Sachen verhölfe. Endlich sagte sie es ihm zu, mit dem Beding aber, daß er sie mit sich hinwegführte.

Darauf überlegten sie mit einander, wie es anzustellen wäre. Indessen sie noch darüber redeten, hörten sie den Popanz kommen. Die Frau wußte in der Geschwindigkeit keinen andern Rath, als ihren Freund unter das Bett zu verstecken, und daß er da bliebe, bis am folgenden Tage der Popanz wieder auf die Jagd ginge.

Kaum war der Freund versteckt, so trat der Popanz schon in die Stube herein, und das erste, was er aussprach, war: „Frau, ich rieche Menschenfleisch." Und sogleich fing er an zu suchen, daß der armen Frau ganz angst und bange ward. Er befahl ihr, ihm zu sagen, wo der Mensch wäre, damit er ihn sogleich fressen könnte; denn er wäre noch sehr hungrig und müde von der Jagd, da er nicht viel gefunden. Die Frau versicherte, es wäre niemand da; einer wäre zwar da gewesen, aber sogleich wieder davon gelaufen, als er vermerkt, wo er hingekommen; dieser würde wahrscheinlich noch im Walde versteckt sein, wo er ihn morgen noch aufspüren könnte. Darauf beruhigte sich der Popanz und legte sich mit seiner Frau zu Bette. Als sie nun merkte, daß er eingeschlafen war, da er laut schnarchte, so faßte sie eine Feder in seinem Schwanz und riß sie mit aller Gewalt heraus. Sogleich wachte der Popanz auf und schrie vor Schmerz: „Weib, bist du toll? Was ist das,

daß du mich so am Schwanze rupfst?" „Ach, lieber Mann, antwortete die Frau, verzeihe mir. Ich träumte eben einen fürchterlichen Traum, wie in einem fernen Lande ein Schloß mit allen seinen Bewohnern erstarrt und versteinert worden durch die Macht eines bösen Zauberers, und mir war, als wenn ich auch darin war und mit versteinert wurde. Daher packte ich dich so fest. Könnte so etwas wohl wirklich geschehen?" — „Allerdings, antwortete er; neulich hat sich eben dieser Fall ereignet in einem fernen Königreiche." — „Mein Gott — sagte die Frau — ist denn der Zauber nicht wieder aufzulösen?" „O ja, erwiederte er, aber das Mittel dazu ist keinem Menschen bekannt." — „Nun was ist es dann für eins, lieber Mann?" — „Derjenige, der die Prinzessin liebt und durch den das Unglück geschehen ist, müßte hier in unsern Wald kommen und zu dem Wasserfall gehen, der darinnen ist, und warten, bis ein ganz kleiner unansehnlicher Zwerg erscheint, der ein Felsenstück auf den Schultern trägt und in das Wasser schmeißt. Doch, Weib, laß mich schlafen; was nützt dir diese Erzählung? ich bin müde." Sie bat aber so schön, daß er fortfuhr: „Dies alles würde ihm doch noch nichts helfen; denn der Zwerg würde nicht mit ihm gehen wollen, es sei denn, daß er eine von meinen Schwanzfedern hätte, und ihm damit ins Gesicht schlüge: dann würde der

Zwerg plötzlich zu einem großen Riesen werden und freundlich mit ihm gehen, wohin er wollte. Derselbe müßte dann das verwünschte Schloß emporheben und umdrehen, und der Geliebte der Prinzessin sie mit der Feder berühren: worauf alles wieder wie vorher leben und der Zauber gelöst sein würde. Aber das wird nimmer geschehen; denn wer wollte mir wohl eine Feder ausziehen? Und nun laß mich schlafen." Die Frau war still, wie sie ihn aber wieder schlafen hörte, riß sie ihm abermals eine Feder aus. Der Popanz fuhr noch heftiger auf, als das erstemal. „Ach Mann, ich bitte dich um Verzeihung, ich habe so eben wieder einen ängstlichen Traum gehabt; mir träumte, wie eine schöne Prinzessin eines fernen Königreichs schon seit vielen tausend Jahren in einem Zauberschlafe versenkt läge, und in dem ganzen Pallast keine lebendige Seele mehr wäre, da alles schon ausgestorben." „Du hast Recht, Frau, erwiederte der Popanz, es giebt ein solches Schloß, wo eine versteinerte Prinzessin schläft, und alles ausgestorben ist, bis auf ein kleines Hündlein, das immer vor dem Fenster liegt und ihn bewacht, indem, so lange er dies thut, nichts Lebendiges hinein kann; denn sobald sich was nähert, verwandelt es sich in ein fürchterliches Ungeheuer, das alles zerreißt. Es giebt aber eine Stunde des Tages, wo es das Fenster verläßt und zu der Prinzessin

geht und sich bei ihr schlafen legt. Diese Stunde ist von 1 bis 2 Uhr, und wenn sich alsdann jemand hinein schleichen könnte und sich dem Hündlein näherte, ohne daß es erwachte, und ihm vor den Kopf schösse, aber gerade in die Mitte des weißen Sterns daselbst und so, daß sein Blut die Prinzessin benetzte, so würde sie aus dem Zauberschlafe erwachen; träfe er aber nicht also, so wäre sein Tod gewiß. Nun rath ich dir Frau, wecke mich nicht zum dritenmale mit deinen beschwerlichen Träumen.“ Damit drehte er sich um und fing bald wieder an zu schnarchen. Sobald aber die Frau dies hörte, zog sie ihm zum drittenmal eine Feder aus. Jetzt ward der Popanz ganz wüthend und wollte sie zum Bette hinauswerfen. Er schrie: „Weib, du mußt besessen sein, mich schon wieder so zu rupfen, ich glaube, daß ich blute.“ Sie versicherte ihn aber, sie habe sich bloß an ihm fest gehalten aus Furcht vor einem Traum, der sie befallen. „Nun was hast du denn schon wieder geträumt?“ fragte er. „Ich träumte, daß ein Königssohn in seinem Garten einen schönen Weinstock hätte, der sonst so schöne Trauben getragen, plötzlich aber unfruchtbar geworden und verdorret, und so wie er verdorret, so vergeht auch der Prinz: sage mir lieber Mann, ist das wohl wahr?“ „Allerdings, verwünschte Träumerin.“ — „Nu sage mir das,

lieber Mann, was man wohl thun müßte, um den Weinstock wieder grünen und den Prinzen gesund zu machen?" — „Man muß in das Hühnerhaus, welches dort auf dem Hof ist, und wird da einen schönen bunten Hahn finden, der nicht zu den Hühnern gehört, den muß man nehmen; doch was sage ich vor dummes Zeug? man muß auch dazu wieder eine von meinen Federn haben." — „I nu, lieber Mann, erzähle nur aus." „Man nimmt den Hahn und trägt ihn zwischen 12 und 1 Uhr zu dem Weinstock: hier steckt man ihm meine Feder in seinen Schnabel und sogleich wird er anfangen zu graben, und so lange fortfahren, bis 3 Kröten herauskriechen. Diese Kröten soll man nehmen, und sogleich verbrennen, und die Asche davon auf die Wurzeln der Rebe streuen und sie mit Erde bedekken, und noch den Prinzen mit meiner Feder berühren. Alsbald wird er wieder blühen und der Prinz genesen. — Nun aber sage ich dir, wecke mich nicht wieder auf zum vierten Male." — Kaum war er eingeschlafen, so reichte die Frau die drei Federn dem Pastetenbäcker, der unter dem Bette lag, mit diesen Worten: „Verwahre sie; du hast gehört, was mit ihnen zu thun ist: und ich weiß nicht, wie ich die andern kriegen werde." Damit drehte sie sich zu ihrem Mann und rieß ihm die vierte aus. Der sprang aus dem Bette vor Wuth und

Schmerz und gab seiner Frau zwei derbe Stöße: „Du Unhold du, werd' ich vor dir gar nicht schlafen können diese Nacht! Ich glaube, du rupfst mir wirklich meinen Schwanz.“ — „Ach lieber Mann, ich fange an zu glauben, daß ich behext bin; da hatte ich wieder einen fatalen Traum: mir träumte von einem häßlichen Königssohn, der mich liebhaben wollte und küssen, und er war so abscheulich häßlich, daß ich mich so entsetzte und mich an deinem Schwanz festhielt.“ „Nun wahrlich, er muß sehr häßlich gewesen sein, daß du mich so gezupft hast!“ — „Ach ja, stelle dir vor eine Figur von kaum zwei Fuß, hinten und vorn mit einem Buckel, einem Kopf, der so breit ist, als sein ganzer mißgeschaffener Leib lang ist, und darauf eine Nase, die noch mit drei andern kleinern Nasen besetzt ist, und rothe Augen.“ Hierüber konnte sich der Popanz des Lachens nicht enthalten und er rief aus: „Aha, du hast den Prinzen Kabubulusch gesehen!“ — „Ei lieber Mann, also giebt es solch einen?“ — „Ja, und seine Mutter ist dazu eine der schönsten Frauen, die man sehen kann, und Fee zugleich?“ — „Aber, kann sie ihm denn keine andere Gestalt geben?“ — „Nein, es sei denn, daß der Hahn, von dem ich vorhin gesagt habe, seine Gestalt wieder kriegt, dessen Mutter ihn verwünscht hat, dadurch, daß man ihm die

Sporn abschneidet und sie in des Prinzen Fersen steckt. Nun aber schlafe.“ Er thats, aber sie ließ ihn nicht lange schlafen, sondern riß mit aller Gewalt noch eine Feder aus und schrie dabei fürchterlich. „Ach lieber Mann, schon wieder ein schrecklicher Traum!“ — „Du hörst die ganze Nacht nicht auf zu träumen und mich zu zupfen; sieh, wenn ich dir nicht so gut wäre, so fräße ich dich auf der Stelle: ich habe heut so nicht viel gefressen und rieche beständig Menschenfleisch. Was hast du denn wieder geträumt?“ — „Ich träumte, daß du ausgegangen warest, und plötzlich trat ein Fremder herein, der einen Kasten auf dem Rücken trug, worin Tag und Nacht sein sollte. Ich war neugierig und bat ihn, mich hineinsehen zu lassen, und siehe, er packte mich und wollte mich in seinen Kasten stecken: daher muß es gekommen sein, daß ich dich so gezogen habe.“ — „Was du für närrisches Zeug träumest!“ — „Giebt's denn einen solchen Mann?“ — „O ja, den hab ich ja in meinem Lande!“ — „Aber wie kommt es denn, daß ich ihn nie gesehen habe?“ — „Das ist, weil du das Mittel nicht kennst, wodurch man ihn sieht oder gebrauchen kann.“ — „Was muß man denn thun, um seiner habhaft zu werden?“ — „Das ist ebenfalls ein Mittel, das von mir abhängt, denn es gehört eine Feder aus meinem Schwanze dazu.

Man muß diese Feder in die Ritze des Kastens zu bringen suchen: alsbald geht der Mann mit dem Kasten, wohin man will, und thut, was man ihm befiehlt. Jetzt aber, hoffe ich, wirst du mich schlafen lassen und nicht mehr träumen; denn die Nacht ist bald zu Ende." Er entschlief wieder, die Frau nicht faul, riß ihm die sechste Feder aus. Er schalt fürchterlich: „Verdammtes Weib! ich glaube wirklich, daß du besessen bist." — „Ach lieber Mann, ich weiß nicht, wie ich diese Nacht mit ungeheuern Träumen geplagt bin: eben träumte ich, daß in deiner Abwesenheit hier Leute hereinkamen, die mir sagten, daß sie ein Schiff hätten, das so gut zu Lande, als zu Wasser ging; und ob ich es nicht sehen wollte? Als ich herausging, wollte mich einer packen und in das Schiff setzen; daher meine Angst. So ein Schiff giebt es aber wohl nicht?" — „O ja, und es gehört mir, es kann niemand sich desselben bedienen, es sei denn, daß er eine Feder aus meinem Schwanz hätte." — „Wenn dies nun wäre, würdest du denn nicht mit deinen andern Federn dagegen wirken können?" — „Nein, weil mein Schwanz nur 60 Federn hat und sie alle 60 ihre eigene Bestimmung haben; und wenn man mir eine Feder auszöge mit dem Gedanken von einer dieser Bestimmungen, so träfe man immer die dazu gehörige, so daß ich alsdann keine Macht mehr

darüber hätte.“ „Wie findet man aber das Schiff?“ — „Man kann nicht fehlen; man legt die Feder vor sich an die Erde nieder, sogleich erhebt sie sich und fliegt ganz langsam zu dem Ort hin, wo das Schiff steht: hier läßt sie sich herunter und man nimmt sie und pflanzt sie als Fahne auf den Mast, worauf es so gut zu Lande als zu Wasser geht. — Nun aber sage ich dir, störst du mich noch einmal, so binde ich dich an die Bettstolle, damit ich Ruhe vor dir habe.“ — Er drehte sich um und schlief, aber nicht lange, denn die Frau zögerte nicht, ihm auch die siebente und letzte Feder auszureißen. Worauf er aufsprang und sie wirklich anbinden wollte. Sie bat und liebkosete ihn aber so viel, daß er sich wieder beruhigte. Sie versprach ihm heilig, es nicht wieder zu thun, sie wollte lieber die ganze Nacht wach bleiben, um den bösen Träumen zu entgehen. — „Nun, was hast du denn schon wieder geträumet?“ — „Es war mir, als wenn ich von einem fremden Mann entführt würde, und zwar mit meinem Wissen und Willen. Könnte das wohl geschehen, und ohne daß du es merken würdest?“ — „Es könnte wohl gehen: aber wehe dir und dem, der es unternähme! Ihr wäret beide des Todes: es wäre denn, daß er die Feder hätte, wodurch ich dich halte, und was freilich nicht gut wäre für mich, wiewohl für viele andere: denn

dein Gemahl, der Prinz, welchen du glaubst, daß ich ihn gefressen habe, ist eben der Prinz, welcher immer krank ist, und dein Sohn, das ist der Weinstock.“ Mit diesen Worten schlief er, müde von dem vielen Wachen, wieder ein. Kaum hörte sie ihn schnarchen, so stand sie leise auf, zog den Pastetenbäcker unterm Bette hervor und schlich mit ihm leise zum Schlosse hinaus. Das erste, was sie thaten, war in dem Wald den Zwerg aufzusuchen, und mit ihm zu thun, wie sie von dem Popanz gehört hatten. So thaten sie es auch mit dem Kasten, worin Tag und Nacht, und dem Land- und Wasserschiff. Sogleich setzten sie sich in dieses und fuhren fort.

Unterdessen war es Tag geworden und der Popanz erwachte. Als er seine Frau vermißte, fiel es ihm aufs Herz; er besah seinen Schwanz und da er seine Federn zählte, ward ihm alles klar. Sogleich faßte er die Feder an, welche ihm alles offenbarte, und erfuhr dadurch die Flucht seiner Frau mit dem Pastetenbäcker. Er war außer sich vor Bosheit und Wuth und wollte schier von Sinnen kommen; er schwur sie zu verfolgen und sich zu rächen und sollte er auch darüber seinen ganzen Schwanz einbüßen. Er säumete auch nicht lange, und machte sich gleich fertig. Er nahm eine Feder, biß darein und sogleich waren mehr als 100,000 Soldaten zu Pferde hinter das Schiff mit den Flüchtigen her.

Aber die Frau, die das merkte, warnte den Pastetenbäcker, und ließ sie dem Schiffe ganz nahe kommen: alsdann befahl er dem Riesen, sie alle zu nehmen und hundert Klafter tief in die Erde zu schmeißen. Das geschah auf der Stelle, und alle verschwanden mit Roß und Mann. Als dies der Popanz sah, biß er in eine andere Feder, und sogleich wurde das Schiff verfolgt von einem Heer Schlangen, Eidechsen, Kröten und anderm giftigen Gewürm. Der Pastetenbäcker steckte in der Angst noch eine von den Federn auf den Mastbaum, und das Schiff flog, wenn es vorher nur ging; und das Gewürme aber immer stärker hinterdrein. Endlich kamen sie an einen großen See. Hier befahl er dem Schiff still zu stehen, und so wie das Ungeziefer nahe genug war, ließ er den Kasten drehen und finstere Nacht machen. Kaum war das geschehen, so fuhr das Schiff wieder von dannen: das Gewürm aber verfolgte und fiel alles in das Wasser. Unterdessen kamen sie in das Königreich ***; denn der Popanz hatte sie nicht weiter verfolgt, indem er gewiß glaubte, die Thiere würden sie einholen und zu Tode quälen. Der Pastetenbäcker ließ den Riesen das mit seinen Bewohnern versteinerte Schloß umkehren, berührte seine geliebte Prinzessin mit der Feder und sogleich erwachte sie sammt allen aus der Erstarrung. Die beiden Ge-

liebten freuten sich des lebendigen Wiedersehens und umarmten sich inbrünstig. Der König gerührt über die treue Liebe, und über den Muth und die Standhaftigkeit seines und ihres Erlösers, dagegen erzürnt über die Unthat des Prinzen, gab sogleich seine Einwilligung in die Vermählung der beiden Geliebten. Sein neuer Eidam dankte für diese Güte, bat aber noch um einen kurzen Urlaub, indem es ihm obläge, noch die andern, mit der gegenwärtigen verbundenen, Bezauberungen aufzulösen, ehe er würdig wäre, die Hand der geliebten Prinzessin zu empfangen. Es ward ihm, wiewohl nicht zu gern, verstattet. Er reiste weiter, die Frau des Popanzen aber blieb bei der Prinzessin. Sie fuhren beinahe drei Jahre, ehe sie in das Königreich kamen, indem sie viel Ungemach von Zauberern und auch vom Popanz zu erdulden hatten. Endlich kam er an das Schloß der Prinzessin, die im tausendjährigen Schlafe lag; er that, wie ihm gesagt war, und die Prinzessin erwachte. Sie sprach sogleich zu ihm: „Großmüthiger Fürst, wie viel Dank bin ich dir schuldig! du hast mir das Licht und Leben wiedergegeben: aber zugleich mich nur erweckt, um in den größten Schmerz zu versinken. Das Hündlein, das du getödtet hast, ist mein Geliebter, ein edler Prinz von Geburt, und keiner vermag ihm das Leben zu geben, als du. Laß dein Werk nicht halb vollendet,

und erwecke auch ihn.“ — „Wie kann ich das?“ fragte der Fürst. „Hier, sagte die Prinzessin, indem sie ihm ein blankes Schwert reichte, haue dem Hündlein den Kopf ab, und lege ihn säuberlich hier auf's Bett.“ Und nun entblößte sie ihren schönen Hals, der so weiß als Alabaster war; „nun haue auch meinen Kopf ab, und wenn das geschehen ist, setze meinen Kopf auf des Hündleins Rumpf und des Hündleins Kopf auf meinen Rumpf; und du wirst Wunder sehen.“ „Der Prinz that, wie sie sagte. Kaum war es geschehen, so sprangen die Köpfe wieder zurück, jeder auf seinen Rumpf, und die Prinzessin steht lebendig und unversehrt da, aus dem Hündlein ist aber plötzlich ein schöner Prinz geworden, welcher ihr um den Hals fiel und ausrief: „Ja, du liebst mich, und ich werde von nun an mehr Zutrauen zu dir haben.“ Hierauf dankten sie ihrem Befreier und erzähltem ihm ihre Geschichte.

Der junge Held fuhr weiter und gelangte zu dem Prinzen mit dem Weinstock; er that, wie er vernommen hatte und beide fingen an wieder zu blühen, aber der Weinstock war noch nicht wieder verwandelt: dieß geschah durch Berührung mit der einen übrigen Feder, und Sohn und Vater erkannten und freuten sich herzinniglich, und noch mehr, als sie von ihrem Befreier vernahmen, daß ihre Gattin und Mutter noch am Leben und ebenfalls

erlöset wären. Sie setzten sich darauf alle zusammen ins Schiff, nahmen auch den Hahn, und brachten ihn der schönen Fee, durch ihn die Verwünschung ihres Sohnes zu lösen und dessen Gestalt zugleich durch die Entzauberung des Hahnes, dessen Mutter unterdeß gestorben war, herzustellen. Die Fee und ihr Sohn, der Nebenbuhler unsers Helden, wurden dadurch mit ihm versöhnt. Dieser nun mit seinen Gefährten kehrte zurück zu seiner geliebten Prinzessin. Alle freuten sich des Wiedersehens, zumal die gewesene Frau des Popanzes mit ihrem Mann und Sohn. Sie feierten aufs neue ihre Vermählung mit der des Prinzen und der Prinzessin, die herrlich und in Freuden begann und endigte.

60.

Das Mährchen von der Padde.

Es war einmal ein König, der hatte drei Söhne. Es lebte aber auch damals eine alte Frau, die hatte nur ein Töchterlein, welches Petersilie hieß. Der König schickte seine Söhne aus, um sich in der Welt umzusehen, seine und fremde Lande kennen zu lernen, um so weise genug zu werden, dereinst ihr Erbtheil beherrschen zu können. Die alte Frau aber lebte stille und eingezogen mit ihrem Töchterlein,

das den Namen davon hatte, daß es Petersilie lieber als alle andere Speise aß, ja einen rechten Heishunger darnach hatte. Die arme Mutter hatte nicht Geld genug, immer und immerfort Petersilie für die Tochter zu kaufen, und es blieb ihr daher nichts übrig, da das Töchterlein gar zu schön war und sie auf keine Weise ihrer Schönheit nachtheilig sein wollte, als nächtlich aus dem Garten des gegenüberliegenden Jungfrauenklosters die schönsten Petersilienwurzeln zu entwenden und das Töchterchen damit zu füttern. Das Gelüst der schönen Petersilie war nicht unbekannt, eben so wenig blieb der Diebstahl verborgen, und die Aebtissin war über ihre schöne Nachbarin nicht wenig erzürnt.

Die drei Prinzen kamen auf ihrer Wanderung auch in das Städtlein, wo Petersilie mit ihrer Mutter wohnte und gingen gerade durch die Straße, als das schöne Mägdlein am Fenster stand und ihre langen, wunderprächtigen Haare kämmte und flocht. Entzündet von Liebe, stieg in einem jeden der Wunsch auf, die Schöne zu besitzen, und kaum war der Wunsch über die Lippen gekommen, als auch ein jeglicher, in blinder Eifersucht, seinen Säbel zog und auf seinen brüderlichen Mitbewerber losging. Der Kampf ward nicht wenig heftig, auch die Aebtissin trat an die Pforte, und kaum hatte die fromme Frau gehört, daß ihre Nachbarin die

Ursache sei, als aller Grimm, früher und späterer, sich in ihr zu der Verwünschung sammelte: sie wünschte, daß Petersilie in einen häßlichen Frosch verwandelt würde und unter einer Brücke am entferntesten Ende der Erde säße. Kaum ausgesprochen, ward Petersilie ein Frosch und war verschwunden. Die Prinzen, die nun keinen Gegenstand des Kampfes hatten, steckten ihre Degen ein, umarmten sich wieder brüderlich und zogen heim zu ihrem Vater.

Der alte Herr merkte indessen, daß er stumpf und schwach in den Regierungsgeschäften ward, und wollte daher das Reich abtreten, aber wem? dazu konnte sich sein väterliches Herz nicht entschließen, unter den drei Söhnen zu wählen. Das Schicksal sollte es bestimmen und er ließ sie daher vor sich kommen. „Meine lieben Kinder, — sprach er — ich werde alt und schwach und will meine Regierung niederlegen, kann mich aber nicht entschließen, einen von euch zu wählen, da ich euch alle drei gleich zärtlich liebe und denn doch auch dem Besten und Klügsten von euch mein Volk übergeben wollte. Ihr sollt mir daher drei Aufgaben lösen und wer sie mir lös't, der soll mein Erbe sein. Das erste ist: ihr müßt mir ein Stück Leinewand von hundert Ellen bringen, das man durch einen goldnen Ring ziehen kann.“ Die Söhne verneigten sich, versprachen

ihr möglichstes zu thun und machten sich auf die Reise.

Die beiden ältesten Brüder nahmen viel Gefolge und viele Wagen mit, um alle die schöne Leinewand, die sie finden würden, aufzuladen, der Jüngste ging ganz allein. Bald kamen drei Wege, zwei lustig und trocken, der dritte düster, feucht und schmutzig. Die beiden älteren Brüder nahmen die beiden ersten Wege, der Jüngste nahm Abschied von ihnen und schlenderte den düstern Weg entlang. Wo nur schöne Leinewand war, besahen sie die älteren Brüder und erstanden sie, ihre Wagen krachten unter der Last, und wo nur irgend der Ruf sie hinwies, dahin eilten sie auch und kauften. Sie kehrten reich versehen zurück. Der Jüngste dagegen ging mehrere Tagereisen auf seinem unwirthlichen Wege fort, nirgend wollte ihm ein Ort erscheinen, in dem er auch nur eine erträglich feine Leinewand gefunden und so reis'te er lange und ward immer mißmuthiger.

Einst kam er an eine Brücke, setzte sich an dem Rande nieder und seufzte recht tief über sein böses Schicksal. Da kroch eine mißgestaltete Padde aus dem Sumpf hervor, stellte sich vor ihn und fragte, mit nicht ganz übeltönender Stimme: was ihm denn fehle? Der Prinz, unwillig, antwortete: „Frosch, du wirst mir nicht helfen.“ — „Und

doch, — erwiederte der Frosch — sagt mir nur eure Leiden.“ Nach mehrern Weigerungen erklärte endlich der Prinz die Ursache, warum ihn sein Vater ausgesendet habe. „Dir soll geholfen werden,“ sagte die Padde, kroch in ihren Sumpf zurück und zerrte bald ein Läppchen Leinewand, nicht größer als eine Hand und nicht eben zum saubersten aussehend, hervor, das sie vor den Prinzen niederlegte und ihm andeutete, das solle er nur nehmen. Der Prinz hatte gar keine Lust, ein so übel scheinendes Läppchen anzunehmen, doch lag etwas in den Zuredungen der Padde, das ihn bereitwillig machte und er dachte: etwas ist doch besser, als gar nichts, steckte daher sein Läppchen ein und empfahl sich dem Frosche, der mühsam sich wieder in das Wasser schob.

Je weiter er ging, je mehr merkte er zu seiner Freude, daß ihm die Tasche, in welche er das Läppchen gesteckt hatte, immer schwerer ward und er wanderte daher muthvoll auf den Hof seines Vaters zu, den er auch in kurzem erreichte, als eben auch seine Brüder mit ihren Frachtwagen wieder anlangten. Der Vater war erfreut, seine drei Kinder wieder zu sehen, zog sogleich seinen Ring vom Finger und die Probe begann. Auf alle den Frachtwagen war auch nicht ein Stück, das nur zum zehnten Theile durch den Ring gegangen wäre, und die

beiden ältern Brüder, die erst ziemlich spöttisch auf ihren Bruder, der ganz ohne alle große Vorräthe gekommen war, sahen, wurden ziemlich kleinlaut. Wie ward ihnen zu Muthe, als er aus seiner Tasche ein Gespinnst zog, das an Zartheit, Feinheit und Weiße alles übertraf, was man je gesehen hatte. Es wallte in glänzenden Lagen und ging nicht allein höchst bequem durch den Ring durch, man hätte wohl noch ein Stück zu gleicher Zeit durch den Ring ziehen können, und dennoch gab das Maaß richtige hundert Ellen.

Der Vater umarmte den glücklichen Sohn, befahl die unbrauchbare Leinewand ins Wasser zu werfen, und sagte dann zu seinen Kindern: „nun, ihr lieben Prinzen, müßt ihr die zweite Forderung erfüllen, ihr müßt mir ein Hündlein bringen, das in eine Nußschale paßt.“ Die Söhne waren über eine so wunderbare Aufgabe nicht wenig erschrocken, aber der Reiz der Krone war zu groß, sie versprachen auch dies zu erfüllen zu suchen, und wanderten nach wenig Tagen Ruhe wieder aus.

Am Scheidewege trennten sie sich; der Jüngste ging seinen feuchten, unscheinbaren Weg, er hatte schon bei weitem mehr Muth. Kaum hatte er einige Zeit an der Brücke gesessen und wieder geseufzet, so kroch auch die Padde wieder hervor, setzte sich ihm, wie das erstemal, gegenüber, öffnete

den weiten Mund und fragte: was ihm denn fehle? Der Prinz setzte diesmal keinen Zweifel in die Macht der Padde, sondern gestand ihr gleich sein Bedürfniß. „Dir soll geholfen werden," sagte wiederum die Padde, kroch in den Sumpf und brachte ein Haselnüßlein hervor, legte sie ihm vor die Füße, sagte ihm, er solle sie nur mitnehmen und seinen Herrn Vater bitten, die Nuß sauber aufzuknacken, das andere würde er schon sehen. Der Prinz ging vergnügt fort und die Padde schob sich wieder mühsam in das Wasser hinab.

Daheim waren die Brüder auch schon zu gleicher Zeit angekommen und hatten eine große Menge sehr zierlicher Hündlein mitgebracht. Der alte Vater hatte eine beträchtlich große Wallnußschale bereit und schob jedes Hündlein hinein, aber die hingen bald mit den Vorderfüßen, bald mit dem Kopf, bald mit den Hinterfüßen, bald ganz über die Wallnußschale fort, so daß gar nicht daran zu denken war, daß ein Hündlein hineingepaßt hätte. Als nun kein Hund mehr zu proben übrig war, überreichte der Jüngste mit einer zierlichen Verbeugung dem Vater seine Haselnuß und bat, sie auf das behutsamste aufzuknacken. Kaum hatte der alte König es gethan, als aus der Haselnuß ein wunderkleines und niedliches Hündlein sprang, das gleich auf der Hand des Königs umher lief, mit dem

Schwänzlein wedelte, ihm schmeichelte und gegen die andern auf das zierlichste bellte.

Die Freude des Hofes war allgemein, der Vater umarmte wieder den glücklichen Sohn, befahl abermals, die andern Hunde in das Wasser zu werfen und zu ersäufen, und sagte dann zu seinen Söhnen: „liebe Kinder, die beiden schwierigsten Bedingnisse sind nun erfüllt. Hört nun mein drittes Verlangen: wer die schönste Frau mir bringt, der soll mein Erbe und Nachfolger sein.“ Die Bedingung war zu nahe, der Preis zu reitzend, als daß die Prinzen nicht sogleich, jeder auf seinem gewohnten Wege, wieder hätten aufbrechen sollen.

Dem Jüngsten war diesmal gar nicht wohl zu Muthe. Er dachte: alles andere hat der alte Frosch wohl erfüllen können, aber nun wirds vorbei sein, wo wird er mir ein schönes Mädchen und noch dazu das schönste herschaffen können? seine Sümpfe sind fern und breit menschenleer und nur Kröten, Unken und anderes Ungeziefer wohnt dort. Er ging indessen doch fort und seufzte diesmal aus schwerem Herzen, als er wieder an der Brücke saß. Nicht lange darnach stand die Padde wieder vor ihm und fragte: was ihm fehle? „Ach, Padde, diesmal kannst du mir nicht helfen, das übersteigt deine Kräfte.“ — „Und doch — erwiederte der Frosch — sagt mir nur euer Leiden.“ Der Prinz entdeckte ihm

endlich seine neuen Leiden. „Dir soll geholfen werden — sagte wieder der Frosch — gehe du nur voran, die Schöne wird dir schon folgen, aber du mußt über das, was du sehen wirst, nicht lachen.“ Darauf sprang er, wider seine Gewohnheit, mit einem herzhaften Sprunge weit in das Wasser hinein und verschwand.

Der Prinz seufzte wiederum recht tief, stand auf und ging fort; denn er erwartete nicht viel von dem Versprechen. Kaum hatte er einige Schritte gemacht, so hörte er hinter sich ein Geräusch; er blickte sich um und sah sechs große Wasserratzen, die, in vollem Trabe, einen Wagen von Kartenpappe gemacht hinter sich herzogen. Auf dem Bocke saß eine übergroße Kröte als Kutscher, hinten auf standen zwei kleinere Kröten als Bediente und zwei bedeutend große Mäuse, mit stattlichen Schnurrbärten, als Heiducken, im Wagen selbst aber saß die ihm wohlbekannte dicke Padde, die, im Vorbeifahren, etwas ungeschickt, aber doch möglichst zierlich, ihm eine Verbeugung machte.

Viel zu sehr in Betrachtungen vertieft von der Nähe seines Glückes, und wie ferne er nun sei, da er die schönste Schöne nicht finden würde, betrachtete der Prinz kaum diesen lächerlichen Aufzug, noch weniger hatte er gar Lust zu lachen. Der Wagen fuhr eine Weile vor ihm her und bog dann um eine

Ecke. Wie ward ihm aber, als bald darauf um dieselbe Ecke ein herrlicher Wagen rollte, gezogen von sechs mächtigen, schwarzen Pferden, regiert von einem wohlgekleideten Kutscher und in dem Wagen die schönste Frau, die er je gesehen und in der er sogleich die reitzende Petersilie erkannte, für die sein Herz schon früher entbrannt war. Der Wagen hielt bei ihm stille, Bediente und Heiducken, aus der Thiergestalt entzaubert, öffneten ihm den Wagen und er säumte nicht, sich zu der schönen Prinzessin zu setzen.

Bald kam er in der Hauptstadt seines Vaters an, mit ihm seine Brüder, die eine große Menge der schönsten Frauen mit sich führten, aber als sie vor den König traten, erkannte sogleich der ganze Hof der schönen Petersilie den Kranz der Schönheit zu, der entzückte Vater umarmte seinen Sohn, als Nachfolger, und seine neue Schwiegertochter, die anderen Frauen wurden aber alle, wie der Leinewand und den Hündleinen geschehen war, ins Wasser geworfen und ersäuft. Der Prinz heirathete die Prinzessin Petersilie, regierte lange und glücklich mit ihr, und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch.

61.

Die Geschichte des Bauer Kibitz.

Ein armer Bauer mit Namen Kibitz lebte mit seiner Frau in einem kleinen Dorfe ziemlich ruhig und zufrieden. Eines Tages, als er mit seinen beiden Ochsen seinen Acker pflügte, hörte er auf einmal seinen Namen rufen, er sah sich um, und erblickte einen Vogel, welcher ihn zu wiederholten Malen ausrief. (Es war nehmlich der Vogel Kibitz, der bekanntlich, wie der Kukuk, immer seinen eigenen Namen ausruft.) Der Bauer dachte aber, der Vogel spotte seiner, er nahm darum einen Stein, um ihn damit zu werfen, der Vogel flog aber ruhig davon, und der Stein, anstatt daß er den Vogel treffen sollte, fiel auf einen seiner Ochsen, und schlug ihn auf der Stelle todt. Was sollst du nun wohl noch mit dem anderen Ochsen machen, dachte Kibitz bei sich selbst, und ohne längeres Zögern schlug er auch diesen todt, zog ihnen das Fell ab, und ging sogleich nach der Stadt, um sie dort an einen Gerber, so gut als möglich, zu verkaufen.

Er fand auch bald ein Haus, worin ein Gerber wohnte. Er klopfte hier an, und ehe man ihm aufmachte, sahe er durch ein Fenster, daß eine

Frau einen jungen Menschen, der ihr Liebhaber war, in einen Kasten versteckte. Jetzt wurde ihm aufgemacht. Die Frau fragte, was er wolle, und als er ihr sagte, daß er Felle verkaufen wolle, bekam er zur Antwort, daß der Gerber nicht zu Hause wäre, und man nichts ohne des Herrn Wissen kaufen könnte. Der Bauer sagte, man sollte ihm nur den alten Kasten da (er wies nehmlich auf den, worin der Liebhaber saß) geben. Dieses wollte natürlich die Frau nicht zugeben, sie zankten sich so lange darum, bis der Gerber nach Hause kam, und fragte, was es denn hier gäbe? Der Bauer erzählte nun alles, und daß er ihm doch den Kasten geben möchte. Der Gerber sagte zu seiner Frau, warum sie denn nicht den Kasten geben wollte, sie könnte froh sein, wenn der Bauer damit zufrieden wäre. Und nun nahm der Bauer den Kasten, die Frau mochte sagen, was sie wollte, das half alles nichts, er lud ihn auf seinen Wagen und fuhr damit fort. Als er ohngefähr die Hälfte Weges gefahren war, fing der junge Herr an zu schreien, zu rufen und zu bitten, daß der Bauer ihn doch loslassen möchte. Unser Kibitz aber ließ sich nicht bewegen. Er ließ sich endlich Geld bieten, aber auch damit wollte er aufangs nicht zufrieden seyn, bis er ihm 1000 Thaler bot, hiermit wollte er ihn loslassen. Er ließ es sich auszahlen, und ihn dann laufen.

Nun kehrte er vergnügt nach seinem Dorfe zurück, und erzählte, wie gut er seine Felle angebracht hätte. Als dieses die übrigen Bauern hörten, schlugen sie alle ihre Ochsen todt, und wollten das Fell auch an den Gerber verkaufen. Als sie aber zu ihm hinkamen, fragte er sie, ob sie wohl gescheid wären, er hätte dem Kibitz ja nur einen alten Kasten gegeben. Darüber erzürnt, daß sie der Bauer Kibitz so angeführt hatte, nahmen sie sich vor, ihn todt zu schlagen, und zwar dann, wenn er in seinem Garten stände und grübe. Dies erfuhr aber mein Kibitz, er sagte also zu seiner Frau, daß sie einmal sich einen Spaß machen wollten, nehmlich sie möchte doch seine Kleider anziehn und in dem Garten graben, damit die Bauern dann glauben sollten, daß er es wäre. Die Frau versprach es auch zu thun; sie stellte sich also am Morgen in den Garten und grub. Da kamen denn die Bauern und schlugen sie todt, mit dem guten Glauben, sie hätten den Kibitz todtgeschlagen.

Unser Kibitz freuete sich indeß inniglich, daß ihm der Plan so gut gelungen war. Indeß dachte er auch noch von seiner todten Frau einigen Nutzen ziehen zu können; er nahm sie nehmlich, zog ihr ordentliche Kleider einer Bauersfrau an, gab ihr einen Korb mit den schönsten Früchten, die jetzt

sehr selten waren, da es schon Winter, in die Hand, und setzte sie in der Stadt auf ein breites Geländer; er aber versteckte sich nicht weit von diesem Orte. Nach einer Weile kam ein sehr schöner Wagen mit 6 Pferden, Bedienten und einem Vorreiter gefahren, worin eine sehr hochadliche Herrschaft saß. Als diese die Früchte sah, schickte sie einen Bedienten zu der Frau, daß er sie fragen sollte, wie viel die Früchte kosteten. Der Bediente ging hin und fragte, wie viel sie kosteten? bekam aber keine Antwort. Nachdem er ein paar Mal gefragt hatte, ward er ärgerlich, er dachte, sie schliefe und stieß sie an, daß sie aufwachen sollte, aber die Frau fiel rücklings ins Wasser hinein. Nun kam der Kibitz dazu gesprungen, und schrie und jammerte, daß man ihm seine Frau ins Wasser geworfen hätte und daß er die Herrschaft mit dem Diener verklagen wollte. Die Herrschaften sagten ihm, er möchte nur ruhig sein, sie wollten ihm auch den ganzen Wagen mit Dienern und allem geben. Mein Bauer that, als wenn er ihnen eine große Gefälligkeit erwiese, und nahm es an, setzte sich hinein und fuhr schnell nach seinem Dorfe zurück. Als er hier ankam, verwunderten sich die Bauern ob des schönen Wagens und der Pferde, aber noch größer war ihr Erstaunen und Schrecken, als aus der Kutsche unser Kibitz herausstieg. Er erzählte ihnen nun

seine ganze Geschichte, aber nun noch zorniger auf ihn und weit neidischer gemacht, sperrten sie ihn in eine Tonne und wollten ihn so in das Wasser werfen.

Indem sie die Tonne nach dem Wasser vor sich hinrollten, kamen sie bei einem Kruge vorbei, eine Gelegenheit, die sie nicht vorüber gehen lassen wollten, um sich mit einem guten Schnaps zu ihrem Vorhaben zu stärken. Sie ließen daher die Tonne draußen liegen, nachdem sie sie an einen Baum gerollt und daran festgebunden hatten. Kaum merkte Kiebitz sich allein, als er auch gleich daran dachte, sich zu befreien. Bald hörte er auch: trappel, trappel, trappel eine Heerde Schafe ankommen und fing nun gleich an zu schreien: „ich will nicht Burgemeister werden! ich mag nicht Burgemeister werden!" Der erstaunte Schäfer trat hinzu und sagte: „Mann, warum schreit ihr so?" — „Je — sagte Kiebitz — sie wollen mich zum Burgemeister machen und das will ich nicht und da ich nicht will, wollen sie mich in's Wasser werfen und ersäufen." — „Burgemeister möchte ich wohl werden;" antwortete der Schäfer. „Nun denn öffnet nur das Faß, sagte Kiebitz, laßt mich heraus und kriecht hinein und sie werden euch gleich zum Burgemeister machen." Gesagt, gethan; der Schäfer kroch hinein,

Kiebitz war frei und trieb die Heerde fröhlich gegen sein Dorf zu.

Als die Bauern aus dem Kruge kamen, rollten sie straks ihr Faß weiter, während der Schäfer schrie: „ich will nun Burgemeister werden! ich will nun Burgemeister werden!" — „Das glauben wir gerne," antworteten die Bauern und patsch lag die Tonne im Wasser und die Bauern gingen heim, fröhlich über ihre That. Aber wie sie zum einem Ende des Dorfs hineintreten, trieb Kiebitz, zu ihrem nicht geringen Erstaunen, die Heerde Schafe zum andern Ende in's Dorf. „Kiebitz, wo kommst her?" erscholl es aus einem Munde. „Je — antwortete er — habt ihr die weißen Blasen gesehen, als ihr mich in's Wasser warft? das ist ein verzaubertes Wasser. Alle die weißen Blasen sind Schafe, da habe ich mir denn die kleine Heerde zusammen getrieben; es sind noch tausendmal mehr da." — „Können wir denn auch wohl welche bekommen?" fragten die Bauern. „Warum nicht? — war die Antwort — ihr müßt nur hinein springen und sie euch holen."

So ward denn beschlossen, alle Bauern wollten sich Schafe holen; erst der Schulze, dann die andern Bauern, einer nach dem andern. Der Schulze sprang zuerst, die weißen Bläslein stiegen auf,

und nun erwachte der Geiz in den übrigen Bauern, welche fürchteten, der Schulze möchte zu viele nehmen und sie nichts bekommen; alle sprangen auf einmal hinein und ertranken. Und Kiebitz erbte das ganze Dorf und ward ein reicher Mann.

VII.

Sagen und Mährchen vom Harz.

62.

Vom König Laurin.

Larein oder Laurein, der funfzehnte König der Deutschen, den Tacitus Laertes nennet, hat in Deutschland regieret, um die Zeit, als Ehud Richter und Herzog über das Volk Israel gewesen, als die Welt zwei tausend fünfhundert und funfzig Jahr gestanden. Weil wir aber von diesen und etlichen andern Königen nichts weiter in Historien haben, müssen wir uns an dem begnügen lassen, was die alten Deutschen Lieder, doch sehr dunkel und von ferne, uns daran erinnern, aus welchen Liedern das Heldenbuch und dergleichen zusammen gezogen worden.

Wie die alten Nazionen der Erde ihrer Vorfahren Geschichten besangen, so haben auch die alten Deutschen solchen Brauch, der an ihm selbst nicht unnütz noch tadlich, gehalten und ihrer Vorfahren Geschichten also in gemeine Lieder, Gesänge und Gedichte verfaßt, damit man der alten Deutschen hin und wieder geschehene tapfere Thaten, als

hätten sie sich auf eine Zeit begeben, gleich als in einem Liede zu singen, beisammen hätte, wie denn davon das Heldenbuch und andere in Reime gefaßte Schriften, wie wohl sehr verkürzet, noch vorhanden, da unter dem Namen des Dietrich von Bern, des Wolfdietrich und anderer, aller deutschen Helden freudigen Thaten, unter des alten Hildebrands aller alten Deutschen vernünftige und weise Anschläge uns vorgestellt werden, doch also, daß besonderer Helden rühmlicher Werke daneben bisweilen gedacht wird.

Also meldet der vierte Theil des Heldenbuches etwas von unserem König Laurin, doch sehr verblümter Weise, nach poetischer Art; es kann aber dennoch so viel daraus abgenommen werden, daß König Laurin ein mächtiger, reicher, verständiger Regent gewesen, der sein Reich bis an das Welsche Gebirge ausgebreitet und dasselbige vor den benachbarten Potentaten zu erhalten, sein Wesen des Orts, da jetzt die Grafschaft Tyrol gelegen, gehabt hat. Aber doch gleichwohl diese Lande und den Harz auch beherrschet, durch andere und ihm unterworfene Landpfleger, die auch Könige genennt worden, wie man denn von ihm singet, daß ihm wohl funfzehn Könige unterthan gewesen und man seines Gleichen nicht gewußt.

Dieweil er aber einen hohen Verstand gehabt, und mit listigen Anschlägen seine Sachen wunderbarlich und glücklich im Anfange hinaus geführet, hat man's dafür geachtet, er brächte solches alles durch Zauberei zuwege. Wie denn im Heldenbuche durch die Nebelkappe, die er zum öftern angezogen haben soll, daß man ihn nicht sehen und er also alle seine Fürhaben ausrichten können, anders nichts gemeinet wird, denn daß er seine Anschläge heimlich gehalten und davon nicht viel Geschrei's gemacht, also, daß man nicht bald merken können, was er zu seinem Vortheil vorgehabt. Darüber er denn manchmal eine Sache allbereits vollzogen hatte, ehe es die andern recht inne geworden, daß er dergleichen vorzunehmen in Willens gewesen, wie es den hohen Häuptern und weisen Regenten nicht allein wohlgeziemt, sondern auch hohe Noth ist, ihre Sachen, daran ihnen viel gelegen, nicht männiglich zu offenbaren, denn man wohl weiß, wie aus Unvorsichtigkeit, da man heimliche Sachen gar zu vielen vertraut, oftmals großer Unrath entstanden und viele Dinge, so zu gutem Ende sonst hätten laufen mögen, verhindert worden.

Daß dieser Laurin aber also beschrieben wird, als wäre er ein kleiner Zwerg gewesen und doch so stark, daß er wohl hundert Mann allein bestehen können, dadurch wird angezeigt, daß man einen

nicht nach dem äußerlichen Ansehen beurtheilen solle, und kann wohl sein, daß König Laurin nach der Person nicht dafür anzusehen gewesen, wie das Werk und die That hernach ausgewiesen.

Er hat etliche und dreißig Jahr in großer Herrlichkeit und Pracht seine Regierung geführt, die Tyrannen und ungeheuern Leute vertilgt, so durch die Riesen und wilden Männer vorgebildet werden, gedemüthigt und ihm unterthänig gemacht, ist aber auch dabei eben stolz und übermüthig geworden, wie es bei dem Glücke pflegt zu gehen.

Der Gürtel, davon er zwölf Männer Stärke gehabt, bedeutet Einträchtigkeit seines Reiches, dadurch er allen seinen Feinden stark genug gewesen und ihnen wohl vorsitzen können. Wie denn alle seine Kleidung und Rüstung nach sonderlicher Art beschrieben und doch dadurch andere Dinge, nehmlich alle Tugenden, die einem Regenten wohl anstehen, bedeutet werden, welches ein fleißiger Leser, der ihm ein wenig nachdenken will, fein merken kann. Er hat einen goldfarbenen Schild und darinnen einen schwarzen Leoparden, gleich als im Sprunge stehend, geführt.

Da ihm seine Widersacher den Gürtel zerbrochen, das ist, da sie ihm Zwietracht und Spaltung in seinem Reiche angerichtet hatten, da wäre es bald um ihn gethan gewesen, wiewohl er mit seiner

geschwinden Beständigkeit sich dennoch eben lange wider seine Feinde aufgehalten, oftmals ihre Anschläge zu nichte gemacht und sich noch mit denen, so treulich an ihm gehalten, der Feinde Gewalt erwehret, wie durch den Fingerring, den ihm sein Gemal gegeben und zwölf Mannes Kräfte mit sich brachte, vorgebildet wird; denn, obgleich eine Trennung unter vielen im Reiche angerichtet würde, so kann doch durch Einmüthigkeit und treue Zusammensetzung der Uebrigen viel Bösem vorgekommen werden.

Daß er seine Widersacher, die es nicht gut mit ihm gemeinet, verzaubert hat, daß sie einander nicht sehen können, ihnen auch einen Schlaftrunk zugebracht, bedeutet die heimlichen Praktiken, damit er sie hinterkommen, welche aber zuletzt ihm selbst nicht alle zum besten gerathen; denn er dadurch in Noth und Beschwerung und, als er den Ring der Einigkeit auch verloren, in seiner Feinde Hände und Gefängniß kommen; denn er mochte auch zu unnöthigen Kriegen Ursache gegeben haben, wie denn die hochsinnigen Köpfe gemeiniglich nicht wohl Ruhe haben können, und wenn es ihnen denn einmal oder zwier geräth, sich darauf verlassen und sich oftmal selbst darüber in Gefahr und Verderb führen.

So viel können wir ohngefähr aus dem Heldenbuche nachrathen, hätten wir aber die ältesten und ersten Lieder der Deutschen, daraus ein alter Deutscher Meistersinger Heinrich von Osterdingen das Heldenbuch gezogen, wollten wir wohl etwas mehr und Gewisseres von diesen Deutschen Helden haben.

63.

Vom Ilsung.

Ilsung oder Ilsing, so auch in Meisterliedern Ilsan und vom Tacitus Ulysses genannt wird, ist König Laurins Sohn gewesen und hat das Regiment über die Deutschen, zur Zeit Gedeonis, des Herzogs in Israel, geführt, wie beide, Aventinus und Stumpf, überein zeugen. Soll am Rhein und am Harz gewaltet haben. Tacitus gedenkt einer Feste Asciburgium, die er am Rhein soll gebaut haben und meinet, es sei dieser Ilsing der Griechische Ulysses gewesen.

Es kann wohl sein, daß er auch eine Zeit lang vor dem Harze bei Wernigerode, zu Ilsenburg seine Wohnung gehabt, welches hernach Anno 1001 in ein Mönchkloster ist verwandelt worden. Hier müssen wir abermal aus dem Heldenbuche, gleich als von fern, die Historien dieses Königs errathen;

denn im dritten Theile desselben von diesem Deutschen König Ilsan Meldung geschieht.

Und ist zu merken, daß dieser dritte Theil, der große Rosengarten genannt, ist eine zusammen getragene Fabel, das ist verblümete Historia, darinnen durch mancherlei Exempel beweiset wird, was Hochmuth und Verachtung anderer Leute für Schaden und Verderben mit sich bringe, auch was zeitliche Lust, Freude und gute Tage für ein Ende pflegen zu nehmen, wenn man dabei stolz und hoffärtig wird.

Denn der Rosengarten zu Worms bedeutet ein jedes wohl angerichtetes, friedsames Reich oder Herrschaft, darinnen alle Genüge, Lust und was man nur wünschen mag, vollauf vorhanden. Gibich der König ist ein Vorbild allen denen, die solche Reiche oder Herrschaften inne haben und mit Frieden, wenn sie selbst wollten, wohl behalten könnten. Aber, wenn sie aus der Vernunft, welcher sie anhangen und ihre größte Lust an ihr, als ein Mann zu seinem Ehegemal tragen, die stolze Tochter Grimhild gezeugt haben, das ist, wenn sie sich beginnen, ihrer Weisheit, Macht und Gewalt zu überheben, grimmend, stolz und übermüthig zu werden und durch solches, doch unter einem gefärbten Scheine, als wie man männiglich hold und geneiget, seine eigene Ehre, Nutzen und Lust suchet,

so folget alsdann gemeiniglich der Unrath, davon das Heldenbuch meldet, daß man nur im Rosengarten sitzen, das ist, in allerlei Wollust leben will und denselben mit seidenen Faden anstatt der Mauern umzeucht, das ist, in der größten Sicherheit, vermessener Weise, sitzet, aller Welt trotzt und daneben mit zwölf Riesen, das ist, durch etliche Tyrannen, solches vorgenommene Wesen zu beschützen und auszuführen, auch allerlei Vorwitz dabei zu büßen gedenkt.

Darüber werden denn die Leute in einander gehetzet und lassen sich um Wollust und fleischlicher Liebe willen, etwan gute Gesellen, das Rädlein weidlich zu treiben, gebrauchen. Aber der Dietrich von Bern ist eine Figur aller hohen Obrigkeiten, die solchen Frevel und Muthwillen nicht leiden noch dulden. Diejenigen, so ihm zugethan sind, bedeuten alle Helden, so sich, den Uebermuth zu dämpfen, bei der hohen Obrigkeit willig finden und brauchen lassen, wie denn etliche im Heldenbuche erzählt werden, als hätten sie zugleich dem Dietrich von Bern im Rosengarten wider die Riesen und Wütriche Beistand geleistet, so sie doch nicht alle, die da genennt werden, zu einer Zeit gelebt haben, wird aber also an einem Ort beisammen, was derselben Könige, Fürsten und Helden, ein jeder zu seiner Zeit, da sie gelebt, wider die Menschen-

feinde und Leutefresser, die verwegenen Tyrannen, vorgenommen und ausgerichtet, poetischer Weise angezeigt.

Also wird des Orts auch unter den Recken, so da erzählet werden, der Ulysses oder Ilsan, von dem wir hier schreiben, mit genennet. Und ist derselbige, wie aus den Reimen abzunehmen, ein starker, freudsamer, unverzagter Herr gewesen, der anfänglich sein Wesen stille geführet, und nach der alten Deutschen Religion große Geistlichkeit 'und Liebe zu ihren Götzendiensten vorgegeben, sich auch gerne bei den Deutschen Druiden und Barden, sonderlich bei den Pfaffen, so der Isis gedient, zu Eisenburg finden lassen, daher er auch von den nachkommenden Meistersängern Münch Ilsan genannt worden.

Er hat einen muthwilligen Tyrannen am Rhein erlegt, der darum, daß er sich etwan in den Wildnissen und Gehölzen, am Harze und Schwarzwalde mit seinem Anhange gehalten und daraus listiglich geraubet und dann wieder sich darin verborgen hat, der Riese Staudenfuß oder Staudenfuchs genannt worden. Soll fast auch noch zwei und funfzig dergleichen trotzige Aufwiegler zu Gehorsam gebracht und deren zwölfe den andern zum Abscheu erwürgt haben, welches alles verblümter Weise im Heldenbuche und andern Gedichten und Meisterlie-

dern wird vorgetragen und lässet sich ansehen, daß die Pfaffen derselben Zeit dem Ilsan, als er wider gedachte Tyrannen verreiset, nichts Gutes geweissagt haben, darüber er auch hernach, als er wieder kommen, sich etwas unfreundlich wider sie erzeigt hat.

64.

Die Zwerghöhlen.

Man findet zwischen Elbingerode und dem Rübelande auch Höhlen, welche die Zwerglöcher heißen, wovon etliche halten, daß vor Alters in allen diesen Höhlen Zwerge gewohnt haben. Sie erzeigten den Einwohnern von Elbingerode alles Gutes; denn wenn daselbst Hochzeiten vorgefallen, so gingen die Aeltern oder Anverwandten der Verlobten nach solchen Höhlen und verlangten von den Zwergen messingene und kupferne Kessel, eherne Töpfe, zinnerne Schüsseln und Teller, auch anderes nöthiges Tisch- und Küchengeschirr, welches sie auch alsobald bekommen, wenn sie nur ein wenig zurückgegangen, indem von den Zwergen gleich darauf die verlangten Sachen vor den Eingang der Höhle gesetzt worden, da alsdann diejenigen, so

solches begehrt, sich wieder hinzu gemachet und dasselbe abgeholt haben.

Wenn nun die Hochzeit vorbei gewesen, hat man alles Geborgete wieder dahin gebracht und zur Dankbarkeit etwas Speise dabei gesetzt.

65.

Der Creful.

In dem Flusse die Bode, unter dem Roßtrapp, ist ein tiefes und fast unergründliches Loch, welches von den Einwohnern der Creful genannt wird, und erzählt von demselben der gemeine Mann, wie vormals eines Hünenkönigs Tochter eine Wette angestellt habe, mit ihrem Pferde, an gedachtem Orte, dreimal von einem Felsen zum andern zu springen, welches sie zweimal glücklich verrichtete, zum drittenmale aber schlug das Roß rückwärts über und stürzte mit ihr in den Creful. Hierin befindet sie sich auch noch, wie sie einesmal von einem Taucher, einigen zu Gefallen, um ein Trinkgeld, so weit außer Wasser gebracht worden, daß man etwas von der Krone sehen können.

Als aber derselbe solches zum drittenmale thun sollen, hat er anfangs nicht daran gewollt, endlich aber dasselbe gewagt und dabei vermeldet, daß,

wenn aus dem Wasser ein Blutstrahl aufstiege, er alsdann von der Jungfrau umgebracht sein würde und die Zuschauer geschwinde davon eilen möchten, sonst sie ebenfalls in Lebensgefahr kämen. Welches alles auch vorbesagt geschehen ist.

66.

Roßtrapp.

Auf einem Felsen des Harzes wird ein tief eingedrücktes Loch, wie ein Hufeisen, gezeigt und die Sage erzählt davon:

In früher Zeit wohnte ein König auf einem da herum gelegenen alten Schlosse, der eine sehr schöne Tochter hatte, welche einstmals ein Verliebter, durch Hülfe der schwarzen Kunst, auf einem Pferde entführen wollte, wobei es sich zutrug, daß das Pferd mit einem Fuße auf diesen Felsen sprang und mit dem Hufeisen das Wahrzeichen einschlug.

67.

Das Nadelöhr bei Kloster Ilefeld.

Ein Hühne reis'te einst mehre Meilen weit zu Fuß; als er nun hinter Ilefeld kam, da fühlte er,

daß ihn der eine Schuh heftig drücke, er zog ihn daher aus und fand das Felsenstück darin, was noch jetzt dort liegt.

An diese Sage hat sich eine Sitte gereiht und gehört nun mit zur Sage. Durch dieses Loch müssen die Knechte, sowohl aus Nordhausen, als andern umliegenden Orten, wenn sie zum erstenmale hinter Ilefeld in den Harz, um daher Brennholz auf Wagen abzuholen, fahren, und an diesen Ort gelangen, mit großer Mühe, der Enge wegen, dreimal kriechen und werden noch dazu von ihren dabei stehenden Kameraden, nicht allein bei dem Ein=, sondern auch bei dem Auskriechen, mit Geißel= und Peitschenstielen tapfer abgebläuet, zumal wenn sie dick sind und dieserwegen sobald durch das Nadelöhr nicht kommen können. Wollen sie aber diese Kurzweil nicht ausstehen, und haben es in Vermögen, so müssen sie Geld zahlen.

68.

Der Hochstädtische See und die schwimmende Insel.

In vorigen Zeiten war, an der Stelle des Sees und der Insel, ein feuchter, grasigter Platz, worauf die Pferde gehütet wurden. Als nun einst=

mals etliche Pferdejungen die Pferde darauf zur Weide gebracht und sahen, daß einer unter ihnen weißes Brod aß, kamen ihnen auch ein Appetit, davon zu genießen, an, deswegen sie dasselbe von dem Jungen heftig begehrten. Wie aber derselbe solches gänzlich abgeschlagen und vorgewendet, daß er dieses Brod, zur Stillung seines Hungers, selbst nothwendig bedürfte, wurden die Jungen darauf so unwillig und erbittert, daß sie nicht allein ihren Herren alles Unglück an den Hals fluchten, als die ihnen nicht dergleichen weißes Brod, sondern nur gemeines schwarzes hausbacken Brod, zur Speise mitgegeben, sondern sie warfen auch, aus großem Zorn und Frevel, ihr Brod auf die Erde, traten es mit Füßen und geißelten es mit ihren Pferdepeitschen.

Als aber darauf alsobald Blut aus dem Brode floß, erschracken sie über solches Wunder und Zeichen eines bevorstehenden Unglücks dermaßen, daß sie nicht wußten, wohin sie sich wenden und was sie anfangen sollten. Unterdessen ist der Unschuldige, sonderlich da derselbe, wie einige erzählen, von einem alten, unbekannten, von ohngefähr dazu kommenden Manne gewarnt worden, auf eines seiner Pferde gefallen und mit diesem und den andern übrigen dem großen Unglück entflohen, welchem zwar die Bösewichter nachfolgen wollen, konnten

aber nicht von der Stelle kommen, wie denn auch bald hernach der ganze Platz, sobald der Unschuldige davon gewesen, mit großem Krachen untergegangen und hat solche böse Buben sammt ihren Pferden mit sich so tief hinuntergenommen, daß auch nach der Zeit nicht das geringste von ihnen an das Tageslicht kommen ist.

69.

Der Kyffhäuser.

Von diesem Berge ist die gemeine Sage, daß Kaiser Friedrich darin Hof halten soll und daß er bisweilen den Leuten erschienen und mit ihnen rede. Denn es wird von vielen für gewiß geglaubt, daß Kaiser Friedrich noch lebe und werde auch lebendig bleiben, bis an den jüngsten Tag, und daß kein rechter Kaiser nach ihm werde und ist solche Sekte lange gewesen und auch noch heimlich. Es wird auch dafür gehalten von vielen, daß vor dem jüngsten Tage ein mächtiger Kaiser kommen solle, welcher der Christenheit Friede schaffen werde, über das Meer ziehen und das heilige Grab wiederum gewinnen. Und der werde Friedrich genannt werden, von wegen der Liebe des Friedens, nicht daß er also getauft sei.

I.

Der Ritterkeller auf dem Kyffhäuser.

Ein armer, aber guter und immer lustiger Mann aus Tilleda richtete einst eine Kindtaufe aus; es war schon die achte. Den Gevattern mußte er, nach Sitte, einen Schmaus geben. Der Landwein, den er seinen Gästen vorsetzte, war bald ausgetrunken und sie forderten mehr. „Geh' — sagte der lustige Kindtaufsvater zu seiner ältesten Tochter, einem hübschen sechzehenjährigen Mädchen, — geh' und hole uns noch besseren Wein aus dem Keller.“ — „Aus welchem Keller denn?“ — „Je — sagte im Scherz der Vater — aus dem großen Weinkeller der alten Ritter auf dem Kiefhäuser.“

Das Mädchen geht, unbefangen in seiner Einfalt, mit einem kleinen Eimer in der Hand, den Berg hinan. In der Mitte des Berges findet sie, am verfallenen Eingange eines großen Kellers, sitzen eine bejahrte Schafnerin, in ganz ungewöhnlicher Tracht, mit einem großen Schlüsselbunde an der Seite. Das Mädchen verstummt vor Erstaunen. Doch freundlich fragte die Alte: „gewiß willst du Wein holen aus dem Ritterkeller?“ — „Ja — sagte schüchtern das Mädchen — aber Geld habe ich nicht.“— „Komm mit mir — sprach die Schafnerin — du

sollst umsonst Wein haben und besseren Wein, als dein Vater je gekostet hat."

Sie gingen nun beide durch einen halbverschütteten Gang und das Mädchen mußte erzählen, wie es jetzt in Tilleda aussähe. „Einst — sagte die Alte darauf — einst war auch ich so jung und schnell, wie du, als mich die Ritter, des Nachts, durch einen Gang unter der Erde, aus dem Hause in Tilleda wegholten, das jetzt deinem Vater gehört. Kurz vorher hatten sie, am hellen Mittage, die vier schönen Jungfrauen, die hier noch zuweilen auf den prächtig geschirrten Pferden herum reiten und dann wieder verschwinden, mit Gewalt aus Kelbra entführt, da sie eben aus der Kirche kamen. Mich machten sie, als ich alt wurde, zur Aufseherin des Weinkellers und das bin ich noch."

Jetzt standen sie vor der Kellerthür und die Schafnerin schloß auf. Es war ein großer geräumiger Keller und auf beiden Seiten lagen die Stückfässer. Die Schafnerin klopfte an die Fässer, die meisten waren ganz oder halb voll. Sie nahm den kleinen Eimer, zapfte ihn voll Weines und sagte: „da, das bringe deinem Vater, und so oft ein Fest in eurem Hause ist, kannst du wieder kommen; aber keinem, als deinem Vater, sage, woher du den Wein hast. Auch dürft ihr keinen Wein verkaufen, umsonst bekommt ihr ihn, umsonst sollt ihr ihn

geben. Kommt einmal einer her, der Wein holen will, um damit zu wuchern, dessen letztes Brod ist gebacken.“

Das Mädchen brachte seinem Vater den Wein, der dem Gästen trefflich schmeckte, ohne daß sie errathen konnten, woher er kam. So oft nachmals im Hause ein kleines Fest war, holte Ilsabe Wein vom Kyffhäuser, in dem kleinen Eimer. Aber lange dauerte die Freude nicht. Die Nachbaren wunderten sich, woher der arme Mann den herrlichen Wein bekam, der in dem ganzen Lande so gut nicht war. Der Vater sagte es keinem, Ilsabe auch nicht.

Aber gegenüber wohnte der Schenkwirth, der mit verfälschtem Weine handelte. Dieser hatte den Ritterwein auch einmal gekostet und dachte: den Wein könntest du mit zehnfachem Wasser verdünnen und doch theurer verkaufen. Er schlich dem Mädchen nach, als es zum viertenmale mit dem kleinen Eimer nach dem Kyffhäuser ging, versteckte sich unter dem Gebüsch, als es stehen blieb, und sah es nach einiger Zeit aus dem Gange, der zu dem Keller führte, mit dem gefüllten Eimer herauskommen.

Den nächsten Abend ging er selbst den Berg hinauf und schob auf eine Karre die größte leere Tonne, die er hatte auffinden können, vor sich her.

Diese dachte er mit dem trefflichen Ritterweine zu füllen, sie des Nachts den Berg hinunter zu rollen und dann alle Tage wieder zu kommen, solange noch Wein im Keller war.

Als er an den Ort kam, wo er den Tag zuvor den Eingang zum Keller gesehen hatte, wurde mit einemmale alles dunkel um ihn her. Der Wind fing an fürchterlich zu heulen und das Ungethüm warf ihn und seine Karre und seine leere Tonne von einer Felsenmauer zur andern. Er fiel immer tiefer und tiefer und kam endlich in eine Todtengruft.

Da sieht er vor sich hertragen einen schwarz behangenen Sarg und seine Frau und vier Nachbarinnen, die er an ihrer Kleidung und ihrem Wuchse deutlich erkannte, folgten der Bahre nach. Vor Schrecken fällt er in Ohnmacht.

Nach einigen Stunden erwacht er wieder, sieht sich, zu seinem Entsetzen, noch in der schwach beleuchteten Todtengruft und hört, gerade über seinem Kopfe, die ihm wohlbekannte Thurmglocke von Tilleda zwölfe schlafen. Nun wußte er, daß es Mitternacht war, und daß er sich unter der Kirche und dem Begräbnißplatz seines Dorfs befand. Er war mehr todt als lebend und wagte es kaum zu athmen.

Siehe, da kommt ein Mönch und trägt ihn eine lange, lange Treppe hinan, schließt eine

Thür auf, drückt ihm schweigend etwas Geld in die Hand und legt ihn am Fuße des Berges nieder. Es war eine kalte, eisigte Nacht. Allmälig erholt sich der Schenkwirth und kriecht, ohne Tonne und Wein, seinem Hause zu. Es schlug eins, als er es erreichte. Er mußte sich sogleich in's Bette legen und nach drei Tagen war er todt. Das Geld, das ihm der verzauberte Mönch gegeben hatte, reichte gerade zu seiner Beerdigung hin.

2.

Die goldenen Flachsknoten.

Vor vielen, vielen Jahren ging einst ein ganzer Schwarm Knaben aus Kelbra auf den Kyffhäuser, um da Nüsse zu pflücken. Sie gehen in die alte Burg, kommen an eine Windeltreppe, steigen hinauf und finden ein kleines Gemach mit schönen achteckigten, rothen und blauen Fenstern. In der einen Ecke liegt eine Spindel mit Flachs, in der andern ein Haufen Flachsknoten. Von diesen Knoten nimmt jeder der Knaben einen Hutkopf voll, und so laufen sie lustig hinunter und streuen auf dem Wege die Flachsknoten aus. Als die Knaben nach Kelbra kommen, war es schon Abendbrodszeit.

Der ärmste unter den Knaben findet seine Eltern gerade beim Tischgebet. Er nimmt seinen Hut

ab und klingend fällt etwas glänzendes auf die Erde und bald noch ein Stück und noch ein Stück und noch sieben andere. Die Mutter läuft hinzu und — siehe! es waren goldene Flachsknoten, womit ein verzaubertes Hoffräulein, oder gar die Kaiserin selbst, dem armen Mann ein Geschenk gemacht hatte, der seinen Knaben nun ein Handwerk lernen lassen konnte.

Die Nachbarinnen liefen herzu, die wunderbaren Flachsknoten zu sehen. Den folgenden Tag ging ganz Kelbra auf den Kyffhäuser, alle suchten, aber keiner fand die rothen und blauen Fensterscheiben, keiner die aufgehäuften goldnen Flachsknoten.

3.

Die Wunderblume.

Ein Schäfer aus Sittendorf trieb einst am Fuß des Kyffhäuser. Er war ein hübscher Mensch, und mit einem guten, aber armen Mädchen verlobt. Doch, weder er noch sie hatten ein Hüttchen, oder Geld, ihre Wirthschaft einzurichten. Traurig stieg er den Berg heran, aber, je höher er kam, es war ein schöner Tag, je mehr verlor sich die Traurigkeit. Bald hatte er die Höhe des Berges erreicht, da fand er eine wunderschöne Blume,

dergleichen er noch nie gesehen hatte. Die pflückte er und steckte sie an seinen Hut, um sie seiner Braut mitzunehmen.

Oben auf der Burg findet er ein offnes Gewölbe, dessen Eingang nur etwas verschüttet war. Er geht hinein und findet viele kleine, glänzende Steine auf der Erde liegen und steckt so viele ein, als seine kleinen Taschen fassen können. Nun wollte er wieder in's Freie, da rief ihm eine dumpfe Stimme zu: „vergiß das Beste nicht!“ Er wußte nicht, wie ihm geschah und wie er herauskam aus dem Gewölbe. Kaum sah er wieder die Sonne und seine Heerde, so schlug die Thür, die er vorher gar nicht gesehen hatte, hinter ihm zu.

Er faßte nach seinem Hute und die wunderschöne Blume, die er seiner Braut hatte geben wollen, war fort; sie war herabgefallen beim Stolpern. Urplötzlich stand vor ihm ein Zwerg: „wo hast du die Wunderblume, die du fandest?“— „Verloren;“ sagte traurig der Schäfer. „Dir war sie bestimmt — sagte der Zwerg — und sie ist mehr werth, als die ganze Rotenburg.“

Traurig geht der Schäfer am Abend zu seiner Braut und erzählte ihr die Geschichte von der verlorenen Wunderblume, beide weinen; denn Hüttchen und Hochzeit waren wieder verschwunden. Endlich denkt der Schäfer wieder an seine Steine

und wirft sie scherzend seiner Braut auf den Schooß und — siehe, es waren lauter Goldstücke. Nun kauften sie sich ein Hüttchen und ein Stück Acker dazu, und in einem Monat waren sie Mann und Frau. — Und die Wunderblume? die ist verschwunden und wird von Bergleuten noch bis auf den heutigen Tag gesucht, in den Gewölben des Kyffhauses nicht allein, sondern auch, da verborgene Schätze rücken, auf der Quästenburg und selbst auf der Nordseite des Harzes. Bis jetzt soll der Glückliche, dem sie bestimmt ist, noch kommen.

5.

Der Ziegenhirt.

Peter Klaus, ein Ziegenhirte aus Sittendorf, der seine Heerde am Kyffhäuser weidete, pflegte sie am Abend auf einem mit altem Gemäuer umschloßnen Platz ausruhen zu lassen, wo er die Musterung über sie hielt. Seit einigen Tagen hatte er bemerkt, daß eine seiner schönsten Ziegen bald nachher, wenn er auf diesen Platz gekommen war, verschwand und erst spät der Heerde nachkam. Er beobachtete sie genauer und sah, daß sie durch eine Spalte des Gemäuers durchschlüpfte. Er wand sich ihr nach, und traf sie in einer Hölung, wo sie fröhlich die Haferkörner auflas, die einzeln von der Decke her-

abfielen. Er blickte in die Höhe, schüttelte den Kopf über den Haferregen, konnte aber durch alles Hinstarren nichts weiter entdecken. Endlich hörte er über sich das Wiehern und Stampfen einiger muthigen Hengste, deren Krippe der Hafer entfallen mußte.

So stand der Ziegenhirte da, staunend über die Pferde in einem ganz unbewohnten Berge. Da kam ein Knappe und winkte schweigend ihm zu folgen. Peter stieg einige Stufen in die Höhe und kam, über einen ummauerten Hof, an eine Vertiefung, die ringsum von hohen Felsenwänden umschlossen war, in welche, durch überhangende dickbelaubte Zweige, einiges Dämmerlicht herab fiel. Hier fand er, auf einem gut geebneten, kühlen Rasenplatze, zwölf ernste Rittermänner, deren keiner ein Wort sprach, beim Kegelspiel. Peter wurde schweigend angestellt, um die Kegel aufzurichten.

Anfangs that er dies mit schlotternden Knien, wenn er, mit halbverstohlenem Blick, die langen Bärte und die aufgeschlitzten Wänste der edeln Ritter betrachtete. Allmälig aber machte die Gewöhnung ihn dreister, er übersah alles um sich her mit festerem Blick und wagte es endlich, aus einer Kanne zu trinken, die neben ihm hingesetzt war und aus welcher der Wein ihm lieblich entgegenduftete. Er fühlte sich wie neu belebt und so oft er Ermüdung

spürte, holte er sich aus der nie versiegenden Kanne neue Kräfte. Doch endlich übermant' ihn der Schlaf.

Beim Erwachen fand er sich auf dem umschloßnen grünen Platz wieder, wo er seine Ziegen ausruhen zu lassen pflegte. Er rieb die Augen, konnte aber weder Hund noch Ziegen entdecken, staunte über das hochaufgeschoß'ne Gras und über Sträucher und Bäume, die er vorher hier noch nie bemerkt hatte. Kopfschüttelnd ging er weiter, alle die Wege und Stege hindurch, die er täglich mit seiner Heerde zu durchirren pflegte; aber nirgends sah er eine Spur von seinen Ziegen. Unter sich sah er Sittendorf, und endlich stieg er, mit beschleunigtem Schritte, herab, um hier nach seiner Heerde zu fragen.

Die Leute, die ihm vor dem Dorfe begegneten, waren ihm alle unbekannt, waren anders gekleidet und sprachen nicht so, als seine Bekannten; auch starrten sie ihn alle an, wenn er nach seinen Ziegen fragte und faßten sich an das Kinn. Endlich that er, fast unwillkührlich, eben das und fand, zu seinem Erstaunen, seinen Bart um einen Fuß verlängert. Er fing an, sich und die ganze Welt um sich her für verzaubert zu halten; und doch kannte er den Berg, den er herabgestiegen war, wohl als den Kyffhäuser, auch waren ihm die Häuser mit ihren

Gärten und Vorplätzen alle wohl bekannt. Auch nannten mehrere Knaben, auf die Frage eines Vorbeireisenden, den Namen: Sittendorf.

Kopfschüttelnd ging er in das Dorf hinein und nach seiner Hütte. Er fand sie sehr verfallen, und vor ihr lag ein fremder Hirtenknabe in zerrißnem Kittel, neben einem abgezehrten Hunde, der ihn zähnefletschend angrinzte, als er ihn rief. Er ging durch die Oeffnung, die sonst eine Thür verschloß, hinein, fand aber alles so wüste und leer, daß er, einem Betrunkenem gleich, aus der Hinterpforte wieder hinaus wankte, und Frau und Kinder bei ihrem Namen rief. Aber keiner hörte, und keine Stimme antwortete ihm.

Bald umdrängten den suchenden Mann mit dem langen, eisgrauen Bart Weiber und Kinder und fragten ihn um die Wette: was er suche? Andre, vor seinem eignen Hause, nach seiner Frau oder seinen Kindern zu fragen, oder gar nach sich selbst, schien ihm so sonderbar, daß er, um die Fragenden los zu werden, die nächsten Namen nannte, die ihm einfielen. „Kurt Steffen!“ Die meisten schwiegen und sahen sich an, endlich sagte eine bejahrte Frau: Seit zwölf Jahren wohnt er unter der Sachsenburg, dahin werdet ihr heute nicht kommen. „Velten Meier!“ Gott habe ihn selig! antwortete ein altes Mütterchen an der

Krücke, der liegt schon seit funfzehn Jahren in dem Hause, das er nimmer verläßt.

Er erkannte, zusammenschaudernd, seine plötzlich alt gewordene Nachbarinnen; aber, ihm war die Lust vergangen, weiter zu fragen. Da drängte sich durch die neugierigen Gaffer ein junges, rasches Weib, mit einem einjährigen Knaben auf dem Arm, und einem vierjährigen Mädchen an der Hand, die alle drei seiner Frau wie aus den Augen geschnitten waren. „Wie heißt ihr?" fragte er erstaunend. „Maria." „Und euer Vater?" „Gott habe ihn selig! Peter Klaus; es sind nun zwanzig Jahr, daß wir ihn Tag und Nacht suchten auf dem Kyffhäuser, da die Heerde ohne ihn zurückkam; ich war damals sieben Jahr alt."

Länger konnte sich der Ziegenhirt nicht halten. „Ich bin Peter Klaus, — rief er, — und kein anderer!" und nahm seiner Tochter den Knaben vom Arm. Alle standen wie versteinert, bis endlich eine Stimme, und noch eine Stimme rief: „Ja, das ist Peter Klaus! Willkommen Nachbar, nach zwanzig Jahren willkommen!"

5.

Das gealterte Brautpaar.

In Tilleda wohnte ein armer, aber frommer Tagelöhner. Seine Tochter war Braut von

einem eben so dürftigen und redlichen Handwerker. Morgen sollte die Hochzeit sein. Die Gäste waren eingeladen, aber kein Mensch hatte daran gedacht, daß im ganzen Hause nur ein Topf, eine Schüssel und zwei Teller waren. „Was machen wir?“ sprachen alle, und keiner wußte Rath! Endlich sagte der Vater, halb im Scherz, halb im Ernst:

„Ei, geht auf den Kyffhäuser, vielleicht leihet euch die Prinzessin Alles.“

Das Brautpaar geht wirklich hin. Vor der Oeffnung des Berges steht die Prinzessin. Sie nahen sich ihr mit Knixen und Bücklingen, und bringen ihr Anliegen schüchtern vor. Die kaiserliche Hoheit lächelt, und befiehlt zu folgen, worüber Hans und Grete außer sich vor Freude sind. Die Prinzessin giebt ihnen nun erst zu essen, und dann packt sie ihnen mit ihren höchsteigenen unverwelklichen Händen einen großen Tischkorb voll Teller, Schüsseln, Löffel u. s. w. Hans und Grete bedanken sich schönstens, versprechen, morgen Alles unversehrt zurück zu liefern, und auch etwas Reisbrei und Hochzeitkuchen mitzubringen.

Wie eilten sie, nach Tilleda zu kommen, so schwer auch der zugedeckte Tischkorb war. Aber wie wurde ihnen, als sie ein ganz neues Tilleda vor sich sahen. An der Stelle, wo ihres Vaters Hütte stehen mußte, fanden sie einen großen Acker-

hof. Kein Nachbarhaus war ihnen mehr kenntlich; kein Baum, kein Garten war mehr da, wo sie sonst dergleichen gesehen hatten. Lauter fremde Menschen, die sich um das Brautpaar versammelten, und es mit eben der Verwunderung und Neugierde ansahen, als dieses die Gaffenden betrachtete.

Sie setzten ihren Korb an die Erde, und überlegten ihr Schicksal. Da kam der Prediger. Grete ging auf ihn zu, klagte, daß sie Beide wie verrathen und verkauft unter den Leuten wären, erzählt ihm, daß sie gestern auf den Kyffhäuser gegangen sei, und kurz, sie macht ihn mit dem ganzen Abentheuer bekannt. Der Herr Pastor nahm darauf das Brautpaar mit in sein Haus, schlug das Kirchenbuch nach, und fand, daß Hans und Grete nicht länger als zweihundert Jahre in dem Kyffhäuser gewesen waren.

6.

Der verzauberte Kaiser.

Schon oben sprachen wir von dem verzauberten Kaiser Friedrich, hier einiges von dem, wie er sich noch den Lebenden zeigt. Er soll sich selbst mit einigen der Seinen hierhin verflucht haben, sitzt deshalb mit ihnen auf einer Bank, an einem steinernen Tische, den Kopf in der Hand haltend. Er

scheint zu ruhen oder schlafen, sein rother Bart ist ihm durch den Tisch bis auf die Füße gewachsen, er nickt stätig mit dem Kopfe und zwinkert mit den Augen, als wenn er etwa nicht recht schliefe, oder bald wieder aufwachen wolle.

a) Der Schäfer und der Kaiser.

Als einstmals ein Schäfer auf dem Kyffhäuser Berge ein Liedchen gepfiffen, hat solches dem Kaiser so wohl gefallen, daß er denselben durch einen zu sich berief und ihn dafür zur Dankbarkeit aus Freigebigkeit von dem daselbst vergrabenen reichen Schatze viel Geld geben lassen, wobei er den Schäfer gefraget: ob die Raben noch um den Berg flögen? Und da derselbe ja antwortete, sagte der Kaiser: „nun muß ich noch hundert Jahr schlafen.“

b) Der Kaiser und die Musikanten.

In seinem verzauberten Zustande liebt der Kaiser Musik sehr. Mancher Hirt, der hier auf seiner Schalmei blies, wurde schon zu ihm eingeladen, um ihm etwas vorzublasen, und dann beschenkt. Das war bekannt in der Gegend. Eine Gesellschaft Musikanten beschloß daher, ihm eine vollständige Nachtmusik zu bringen. In einer finstern Mitternachts-

stunde machen sie sich auf, und als unten in Tilleda die Glocke zwölf schlug, blasen sie los.

Beim zweiten Murki kommt die Prinzessin mit Lichtern in der Hand auf sie zugetanzt, und ladet mit Mienen sie ein, ihr zu folgen. Der Berg öffnet sich, die ganze Gesellschaft zieht spielend ein. Essen und Trinken wird reichlich aufgetischt, und die Kapellisten lassen sich's gut schmecken. Das war nun zwar recht gut, aber sie wollen gern auch etwas von den Brillanten haben, die nur so herum lagen. Allein niemand bietet ihnen etwas an. Nicht ganz zufrieden, brechen sie endlich auf, als schon der Morgen graute, meinend, beim Abschiede würde es doch ein Trinkgeld geben. Allein, der Kaiser nickt ihnen, ganz nach großer Herren Art, freundlich zu, und seine erlauchte Tochter giebt jedem Musikanten einen grünen Busch.

Ehrenthalber nimmt ihn ein jeder an, als sie aber wieder im Freien sind, werfen sie die Büsche weg, und räsonniren und lachen über ein solch kaiserliches Geschenk. Nur einer behält den Busch, um ihn zum Andenken aufzuheben. Als er nach Hause kommt, und seinem Weibe den Busch aus Scherz überreicht, siehe! da hatten sich alle Blätter in goldene Zehnthalerstücke verwandelt. Flugs liefen die Andern alle auf den Berg zurück, wollten ihre Büsche wiederholen, aber — fort waren sie.

c) Der verzauberte Kaiser.

„Ein Bergmann, der still und fromm für sich lebte, ging einst am dritten Ostertage auf den Kyffhäuser. Da fand er an der hohen Warte einen Mönch sitzen, mit einem langen weißen Bart, der ihm bis auf die Knie reichte. Als dieser den Bergmann sahe, machte er ein großes Buch zu, worin er las, und sagte freundlich zu ihm: Komm mit mir zum Kaiser Friedrich, der wartet schon seit einer Stunde auf uns. Der Zwerg hat mir schon die Springwurzel gebracht.

Dem Bergmann eiste es über den ganzen Körper; doch der Mönch sprach ihm so tröstlich zu, daß er ganz freudig mitging, und ihm versprach, keinen Laut hören zu lassen, es möchte auch kommen, was käme. Sie gingen nun auf einen freien Platz, der ringsum mit einer Mauer umschlossen war. Da machte der Mönch einen großen Kreis mit seinem Krummstabe, und schrieb wunderbare Zeichen in den Sand. Dann las er lange und laut Gebete aus dem großen Buch, die der Bergmann aber nicht verstand. Endlich schlug er mit seinem Stabe dreimal auf die Erde, und rief: Thue dich auf!

Da entstand unter ihren Füßen ein dumpfes Getöse, wie bei einem fernen Gewitter; es zittert unter ihnen die Erde. Und nun sinkt der Bergmann mit dem Mönch, der seine Hand umfaßt hat, mit

dem Boden, so weit der Kreis umzeichnet war, ganz sanft in die Tiefe hinab. Sie treten hinunter, und der Boden steigt wieder langsam hinauf. Nun waren sie in einem großen Gewölbe.

Der Mönch geht mit festem Schritt voran, der Bergmann mit zitternden Knieen hinter her. So gehn sie einige Gänge hindurch, biß es anfängt ganz dunkel um sie her zu werden. Bald aber finden sie eine ewige Lampe, und sehen, daß sie sich in einem geräumigen Kreuzgang befinden. Der Mönch steckt hier zwei Fackeln an, für sich und seinen Begleiter. Sie gehen fort, und mit einemmal stehen sie vor einem großen eisernen Kirchenthor.

Der Mönch betet, hält die Springwurzel, vor der alle bezauberte Riegel aufspringen, an das Schloß, und ruft: Oeffne dich, Thür! Und mit Donnerkrachen springen alle die eisernen Riegel und Schlösser von selbst auf, und sie sehen vor sich eine runde Kapelle. Der Boden war spiegelglatt, wie Eis, und wer nicht keusch und züchtig gelebt hatte (so sagte nachmals der Mönch dem Bergmann), brach hier beide Beine, und kam nie zurück. Die Decke und die Seitenwände des runden Gewölbes flimmerten und flammerten beim Schein der Fackeln. Große Zacken von Kristall und von Diamanten hingen da herab, und zwischen ihnen noch größere Zacken von gediegenem Golde. In der einen Ecke

stand ein goldner Altar, in der andern ein goldnes Taufbecken auf silbernem Fuß.

Der Mönch winkte nun seinem Begleiter, gerade in der Mitte stehen zu bleiben, und gab ihm in jede Hand eine Fackel. Er selbst ging zu einer ganz silbernen Thür, klopfte dreimal mit dem Krummstabe an, und die Thür sprang auf.

Der Thür gerade gegenüber saß auf einem goldnen Thron der Kaiser Friedrich, nicht etwa aus Stein gehauen, nein! wie er leibte und lebte, mit einer goldnen Krone auf dem Kopfe, mit dem er beständig nickte, indem er die großen Augenbraunen zusammenzog. Sein langer rother Bart war durch den steinernen Tisch, der vor ihm stand, durchgewachsen und reichte ihm bis auf die Füße herab. Dem Bergmann verging Hören und Sehen über den Anblick.

Endlich kam der Mönch zurück und zog seinen Begleiter schweigend fort. Die silberne Pforte schloß sich selbst wieder zu; das eiserne Thor schlug, mit schrecklichem Geprassel, hinter ihnen zusammen. Als sie den Kreuzgang hindurch wieder in die vordre Höle kamen, senkte sich langsam der kreisrunde Boden herab. Beide traten darauf und wurden sanft in die Höhe gehoben.

Oben gab der Mönch dem Bergmann zwei kleine Stangen von einem unbekannten Erz, die er aus

der Kapelle mitgebracht hatte, welche seine Urenkel noch jetzt zum Andenken aufbewahren.

70.

Der Brocken (Blocksberg)

Dies ist ein hoher Berg, wird allezeit um sich auf die sechzehn Meilen gesehen. Er ist gar berühmt durch ganz Deutschland, von den Hexen und Unholden, daß sie allda jährlich in der Nacht Walpurgis, oder den ersten Mai, ihren Hof halten sollen, allda von fernen Orten zusammen kommen, mit ihren Teufeln sich ergötzen, die Nacht zubringen mit Spielen, Zechen und Tanzen, wie aus ihren Aussagen kundbar. Man hat davon ein alt Lied:

In Thüringen ist sehr wohl bekannt
Ein Berg, der Prockels (Blocks) Berg genannt,
Welcher Berg, der jetzo berührt,
Ueber sechzehn Meil gesehen wird,
Also, daß den fern jedermann,
Der Sachs und Heß, anschauen kann.
Dieweil er hoch ist, übertrist
Mit seiner Höhe, wie ich bericht't,
All' Berg' im Harz und Thüringen,
Darüber er ganz hoch thut springen.
Ueberdies ist er auch weit beschreit (beschrieen),

Dieweil Nachts, zu Walpurg Zeit,
In großer Zahl, wie ich bericht',
Die Zauberin mit ihrem Gezücht
In gemein ein'n Reichstag allda halten,
Die Jungen sowohl, als die Alten,
Welche all' der Teufel dahin führt
In einem Hui, wie jetzt berührt,
Auf welchem sie mit Tanzen, Springen,
Mit Saufen auch die Zeit zubringen,
Mit bösen Geistern Unzucht treiben,
Wie solches oft die Gelehrten schreiben,
Die Zauberinnen auch selbst, wie bericht't,
Bekommen thun bei ihrem Gericht.
Wann aber kommt der Hahnen Geschrei,
So fahren sie wieder heim ohne Scheu,
Ueber hohe Berg' und tiefe Thal,
Bis daß sie kommen allzumal,
Ein' jede Hexe an ihren Ort,
Wie man solches hat wohl mehr gehört,
Treiben also, ohn' alle Scheu,
Ihr Hexenwerk und Zauberei
Wider Gott und das heilig' Wort,
Auch oftermals anstiften Mord,
Doch können sie, wie ich bericht',
Den frommen Leuten schaden nicht,
Um welche her der Engel Schaar
'ne Wagenburg thut schlagen gar,
Wie solches oftmals, mit großen Ehren,
Richtig die heil'ge Schrift thut lehren.
Ihr rechter Lohn und gewisses Pfand
Ist Feuer, Schwerdt und ew'ge Schand',
Ja, wenn sie nicht thun Buß auf Erden,
So können sie nicht selig werden.
Denn wer verläugnet Jesum Christ,
Muthwilliglich zu jeder Frist,
Den will er wiederum vielmehr
Vor seinem himlischen Vater,

Verläugnen gar am jüngsten Gericht,
Wie solches die heilige Schrift bericht't.

Dies sei nun genug von Zauberei'n,
Wir wollen nun uns in gemein
Wenden an den Prockelsberg,
Zu beschreiben gänzlich; merk':
So ist auch überall allda
Derselbe Berg 'ne Praktika
Der Landleut', welche oft, ohn' Irren,
Gut Wetter daher praktiziren; (?)
Denn wenn ein starker Nebel trift
Recht solchen Berg, wie ich bericht',
So fällt gewiß denselben Tag
Ein Regen; ist wahr, wie ich sag'.
Wann aber solcher Berg ganz frei,
Ohn' Nebel ist, ohn' alle Scheu,
So folgt ein schöner, heller Tag.
Alsdann darin ein jeder mag
Mit Freuden an sein' Arbeit gah'n
Auch wandern, reiten und alsdann
Noch weiter, daß für solche Zeit
Gott werd' gedankt in Ewigkeit.

71.

Der treue Burggeist zu Scharzfeld am Harz.

Im elften Jahrhundert gehörte diese Burg dem Oberberghauptmann von Helden, dessen schöne Frau Kaiser Heinrich der vierte in Goßlar kennen lernte. Böse Wünsche stiegen in ihm auf, er wußte auf

ne geschickte Weise den Mann von der Burg Schatzlar zu entfernen, jagte oft in der Nähe derselben, ward von einem Ungewitter überfallen und die Thore der Burg öffneten sich ihm zum Schutze. Die einsame Burgfrau war schwach genug, nicht dem Gedanken widerstehen zu können, daß ein Kaiser ihrer Schönheit huldigte und ward ihrem Gemale treulos.

Die unwürdige Liebe des Kaisers hatte ein Pfaffe aus dem nahen Kloster Pöhlde unterstützt. Zwar war diese Mitwirkung ganz geheim getrieben worden, aber der Verräther schläft nicht, hier war es der Burggeist. Lange hatte dieser sein Wesen auf dem Schlosse getrieben, spukte in der Küche, im Keller, besonders aber auf dem runden Thurme, der vor dem Schlosse stand. Man war seiner so gewohnt, da er niemand beleidigte, hörte sein Gepolter und sein Geheul ohne Grausen, da es zu oft kam und ließ ihn ruhig seinen Unfug treiben.

Dieser Burggeist erhob jetzt ein ungewöhnlich fürchteliches Geheul, tobte entsetzlich, ob dieser Schandthat, in der ganzen Burg herum und erschütterte sie in ihrer Grundfeste. Gefoltert von den heftigsten Gewissensbissen irrte die Gefallene aus einem Winkel in den andern; das Hofgesinde schlug Kreuz auf Kreuz und erwartete allgemeine Zerstörung mit bebenden Gliedern. Doch nicht züch-

tigen wollte der Geist, nur aufbrechen und seinen alten Sitz verlassen. Es war ihm nicht möglich, hier länger zu verweilen, wo die Unschuld und Tugend vom Reichsoberhaupte selbst mit Füßen getreten war. Unter krachenden Donnerschlägen fuhr er im runden Thurme hinauf, hob die Bedachung desselben ab, und stürzte sie in die Tiefe, schwebte über Scharzfeld, schrie es laut über die ganze Gegend aus, daß der Pfaffe mehr als der Kaiser an dieser Sünde schuldig sei und verschwand.

Seit der Zeit hat kein Dach wieder auf dem Thurme festsitzen wollen, so oft man es auch zu erneuern versuchte; denn der Burggeist kam immer und riß es ab. Der Pfaffe aber ging sein Lebelang verstört umher und kam nie wieder zu einem heitern Gesichte.

72.

Die Dummburg.

Mit Schauder naht der Wanderer den Trümmern der Dummburg. Grausen faßt ihn, wenn ihn in dieser Gegend die Nacht übereilt. Denn, wenn die Sonne untergegangen ist, und er betritt den Boden der Burg, so hört er in der Tiefe ein dumpfes Aechzen und Kettengeklirr. Und um

Mitternacht sieht er, im Mondschein, die Geister der Ritter der Vorzeit, welche das Land umher einst beherrschten mit eisernem Scepter. In feierlichem Zuge steigen zwölf lange, weiße Gestalten aus den Felsentrümmern hervor, tragend einen großen offnen Sarg, den sie auf der Höhe hinsetzen, und dann verschwinden. Auch bewegen sich oft die Schädel, die hier und da umher liegen, unter den Klippen.

Lange Zeit hauseten in der Dummburg Räuber, welche die vorbeiziehenden Reisenden und Kaufleute, die sie auf der Landstraße von Leipzig nach Braunschweig erspähten, erschlugen, und die Schätze der beraubten Kirchen und des umliegenden Landes zusammenhäuften, und in unterirrdischen Hölen verwahrten. Tiefe Brunnen waren ausgefüllt mit Erschlagenen; und in dem schrecklichen Burgverlies der Raubburg starben oft Unglückliche den langsamen Hungertod. Lange blieben die Schlupfwinkel der Räuber unentdeckt. Doch endlich traf sie die Rache der verbundenen Fürsten.

Die geraubten Schätze von Gold und Silber und Edelsteinen liegen noch jetzt aufgethürmt in den verschütteten Kellern und Gewölben der Dummburg. Doch nur selten ist es einem Wanderer vergönnt, die hineinführenden Pforten zu finden, wenn er auch hier und da verfallne Eingänge entdeckt. —

Geister in Mönchsgestalten, oder auch leibhafte Mönche, steigen hier öfters hinab.

Einst sahe ein armer Holzhauer, der hinter den Felsentrümmern eine Buche fällen wollte, einen Mönch langsam daher kommen durch den Forst, und verbarg sich hinter dem Baum. Der Mönch ging vorbei, und in die Klippen hinein. Der Holzhauer schlich ihm nach, und sah, daß der Mönch an einer kleinen Pforte stehen blieb, die noch keiner der Dorfbewohner entdeckt hatte. Der Mönch klopfte leise an, und rief: „Thürlein, öffne dich!“ und die Pforte sprang auf. „Thürlein, sch. eße dich!“ hört er rufen, und es schloß sich die Pforte. Am ganzen Leibe zitternd bezeichnete der Holzhauer den gekrümmten Gang mit Zweigen und über einander gelegten Steinen. — Seit der Zeit konnte er nicht schlafen und nicht essen, so ängstete ihn die Neugierde, zu wissen, was in dem Keller sei, zu dem die wunderbare Pforte führte.

Den nächsten Sonnabend fastete er, und mit Sonnenaufgang ging er am Sonntage, mit dem Rosenkranz in der Hand, hin zu den bezeichneten Klippen. Jetzt stand er vor der Pforte, und klappte mit den Zähnen; denn immer dacht er einen Geist kommen zu sehen in Mönchsgestalt. Aber, es erschien ihm kein Geist. Zitternd schlich er heran zur Pforte, lauschte lange, und — hörte nichts. End-

lich betete er in der Angst seines Herzens zu allen Heiligen und der Jungfrau, und klopfte dann schnell, halb ohne Besinnung, an die Pforte. „Thürlein, öffne dich!“ sprach er mit schwacher, bebender Stimme. Die Pforte sprang auf, und er sahe vor sich einen schmalen dämmernden Gang. Er wankte hinein; und der Gang verlor sich bald in ein geräumiges, ziemlich helles Gewölbe. „Thürlein, schließe dich!“ sagte er, ohne es zu wollen. Da schloß sich hinter ihm die Pforte.

Nun ging er zitternd vorwärts, und fand große offne Fässer und Säcke, angefüllt mit alten Thalern und feinen Gulden, und schweren Goldstücken. Auch standen da mehrere Schmuckkästchen, voll Juwelen und Perlen; kostbare Monstranzen und geschmückte Heiligenbilder lagen und standen auf silbernen Tischen in den Ecken der Höle. Der Holzhauer bekreuzte und segnete sich, wünschte tausend Meilen sich von dem bezauberten Ort, und konnte doch der Begierde nicht widerstehen, etwas zu nehmen von den ungebrauchten Schätzen, um seine Frau und acht Kinder zu kleiden, die lange schon in Lumpen gingen.

Zitternd, und mit zugedrückten Augen, streckte er seine Hand aus nach einem Sack, der zunächst neben ihm stand, und nahm einige Gulden heraus. Er faßte schnell nach seinem Kopfe, und fand ihn

noch fest sitzen an seiner Stelle. Schon weniger zitternd, und durch die Augenwimpern blinzend, nahm er einige Thaler, auch ein paar Hände voll von den kleinen glänzenden Blechmünzen, und wankte sich bekreuzend der Thür wieder zu.

„Komm wieder!“ rief ihm eine dumpfe Stimme aus der Tiefe der Höle. Kaum vermocht er, da rings um ihn alles im Kreise sich drehte, das: „Thürlein, öffne dich!“ zu stammeln. Da sprang die Pforte auf. Fröhlich und lauter rief er: „Thürlein, schließe dich!“ und es schloß sich die Thüre.

Er eilte nach Hause, so schnell ihn seine Füße tragen wollten; sagte aber nichts von den gefundenen Schätzen, ging dann in die Klosterkirche, und opferte zwei Zehntheile von allem, was er genommen hatte, in der Höle, für die Kirche und die Armen. Den folgenden Tag ging er zur Stadt, und kaufte seiner Frau und seinen Kindern einige Kleidungsstücke, die sie sehr bedurften. Er habe, sagte er, einen verwitterten alten Thaler und ein paar Gulden unter den Wurzeln der Buche gefunden, die er fällte.

Den folgenden Sonntag ging er mit festerem Schritt hin zu der Pforte in den Klippen, machte es wie das erstemal, und füllte mehr, doch mäßig und bescheiden, seine Taschen. — „Komm wie-

der!" rief ihm die dumpfe Stimme. Und er kam den dritten Sonntag wieder, und füllte seine Taschen wie vorher.

Jetzt war er in seinen Augen ein reicher Mann. Aber, was sollte er machen mit seinem Reichthum? Er gab der Kirche und den Armen zwei Zehntheile von allem, was er hatte; und das andere wollte er in seinem Keller vergraben, um, von Zeit zu Zeit, nach dem Bedürfniß seines Hauses, etwas zu holen. Doch konnte er der Begierde nicht widerstehen, sein Geld vorher zu messen; denn, Geld zu zählen, hatte er nimmer gelernt.

Er ging zu seinem Nachbar, einem reichen, reichen Mann, der aber hungerte bei seinem Reichthum, der mit Korn wucherte, den Arbeitern den Lohn entzog, Wittwen und Waisen das Ihrige abdrang, auf Pfänder lieh, und keine Kinder hatte. Von diesem borgte er eine Metze, maß sein Geld, vergrub es, und trug die Metze zurück.

Aber die Metze hatte große Spalten, durch welche der Kornwucherer, beim Verkauf an arme Handarbeiter, durch Schütteln und Schlagen immer einige Körner wieder auf seinen Haufen zurückfallen ließ. In einer dieser Spalten waren einige kleine Blechmünzen zurück geblieben, die der Holzhauer beim Ausschütteln des Geldes nicht bemerkte. Doch, den Falkenaugen des reichen Nachbars

entgingen sie nicht. Er suchte den Holzhauer im Walde auf, und fragte ihn, was er gemessen habe mit der Metze? Holzsaamen, Haferkorn und dergl., antwortete dieser stotternd. Aber mit Kopfschütteln zeigte ihm der Wucherer die Blechmünzen, drohte ihm mit den Gerichten und der Folter, und dann versprach er ihm wieder alles, was er sich nur wünschen konnte. Und so preßte er ihm nach und nach das geahndete Geheimniß ab, und lernte von ihm die furchtbaren Worte.

Die ganze Woche hindurch machte nun der reiche Wucherer Entwürfe, wie er mit einemmale alle Schätze heraus schaffe aus der Höle, und auch die, welche in Nebenhölen noch etwa verborgen sein könnten, und unter der Erde vergraben sein dürften. Hätte er alles dies Geld wohl beigescharrt, dann berechnete er, schon zum voraus, wie er, nach und nach, einen Morgen Acker nach dem andern, eine Hufe nach der andern, seinen Nachbarn wohlfeil abkaufen, oder abklagen und abschwören wollte. So dachte er Herr von dem ganzen Dorfe und vielleicht von noch mehrern benachbarten Dörfern zu werden, sich dann vom Kaiser adeln zu lassen und als Raubritter die ganze Gegend sich steuerbar zu machen,

Dem Holzhauer gefiel es nicht, daß sein böser Nachbar zur Burg gehen wollte. Er bat ihn,

abzustehen von seinem Vorhaben, stellte ihm die Gefahr vor, erzählte ihm hundert Beispiele von unglücklich gewordenen Schatzgräbern. Aber wer hält einen Geizhals von einem offnen Sack voll Goldstücke zurück?

Durch Drohungen und Bitten wurde der Holzhauer endlich beredet, einmal nur noch mitzugehen zu der Pforte; er sollte die Säcke, die der Wucherer alle selbst heraus schleppen wollte, nur in Empfang nehmen und in ein Gebüsch verstecken. Dafür sollte er die Hälfte haben von allem, und die Kirche den Zehnten; auch sollten alle Arme des Dorfs neu gekleidet werden. So sprach der Geizige. In seinem Herzen aber hatte er beschlossen, den Holzhauer, wenn er seiner Hülfe nicht mehr bedürfte, in den tiefen Brunnen auf der Burg hinunter zu stürzen, den Armen nichts, und der Kirche einige Blechmünzen zu geben, wozu er im Geist schon die leichtesten aussuchte.

Den nächsten Sonntag ging der Geizige, noch vor Aufgang der Sonne, mit dem Holzhauer in die Klippen der Dummburg. Auf seiner Schulter trug er einen großen Dreischeffelsack, in dem zwanzig etwas kleinere steckten, und einen Spaten und eine große Hacke. Der Holzhauer warnte ihn noch einmal ernstlich vor Habsucht, aber vergebens, empfahl ihm das Gebet zu den Heiligen, aber umsonst.

In sich fluchend und zähneknirschend ging der Geizhals vor sich hin.

Nun kamen sie zu der Pforte. Der Holzhauer, dem nicht wohl war bei der Sache, den aber die Furcht vor der Folter zurück hielt, blieb in einiger Entfernung stehen, um die Säcke in Empfang zu nehmen. „Thürlein, öffne dich!“ rief hastig und vor Gier zitternd der Kornwucherer. Da öffnete sich die Pforte und er ging hinein. „Thürlein, schließe dich!“ Die Pforte schloß sich hinter ihm.

Kaum war er in dem Gewölbe, und sah alle die Fässer und Säcke und Kasten voll Gold und edeln Steinen und Perlen und blinkendem Golde, so verschlang er alles mit den Augen, und riß mit bebender Hand die zwanzig Säcke aus dem großen Sack heraus, und wollte hastig sie füllen.

Da kam aus der Tiefe der Höle, langsamen Schrittes, ein großer schwarzer Hund mit feurigen funkelnden Augen, und legte sich wechselnd auf jeden gefüllten Sack und auf alle das Geld.

„Fort mit dir, du Geizhals!“ so grinzte der große schwarze Hund ihn an. Bebend fiel er zur Erde, und kroch auf Händen und Füßen der Thüre zu. Aber, in der Angst seines Herzens vergaß er das: „Thürlein, öffne dich!“ rief einmal über das

andere: „Thürlein, schließe dich!“ und die Thür blieb verschlossen.

Lange harrte sein der Holzhauer mit pochendem Herzen. Da schien's ihm, als hörte er Aechzen und Winseln und ein dumpfes Hundegeheul — und dann war es plötzlich wieder still.

Jetzt hörte er das Läuten zur Messe in dem Kloster. Er betete seinen Rosenkranz: dann pochte er leise an die Pforte. „Thürlein, öffne dich!“ Es öffnete sich die Pforte; aber — o Jammer, da lag der blutende Körper seines bösen Nachbars ausgestreckt auf seinen Säcken, und die Fässer und Kasten voll Gold und Silber und Diamanten und Perlen sanken vor seinen Augen immer tiefer und tiefer in die Erde!“

73.

Mönch und Nonne zu Schloß Mansfeld.

Für das Wahrzeichen des Schlosses Mansfeld hält man einen Mönchs- und einen Nonnenkopf, wovon der erste unweit des Thores, wenn man nach der sogenannten Mine zugeht, unter dem Erker der ehemaligen Kommendantenstube in der Mauer, der andere aber bei der Kirchthüre in der Höhe an einer Ecke befindlich war. Man erzählt davon,

daß eine Nonne mit einem Mönche vornehmen Geschlechts ein Liebesbündniß gehabt und ihre Liebe entdeckt worden sei. Beide wurden auf dieses Schloß in Verwahrung gebracht. Der Mönch aber stürzte sich vom Schlosse herab, die Nonne endete ihr Leben, indem sie sich in der sogenannten dunkeln Kammer erhing, wo man den Ort und den Strick noch lange zeigte. Ihre Bildnisse wurden in Stein gehauen und an die benannten Orte gestellt.

74.

Die Tidianshöle bei Schloß Falkenstein am Harz.

Ihr Eingang, der sehr niedrig und beschwerlich ist, befindet sich am Fuße eines der Selkenberge, und die Entstehung ihres Namens, Tidian, verliert sich im grauen Alterthume.

Eine unter dem gemeinen Manne sehr verbreitete Sage macht diese weitläuftige unterirdische Höle zu einer Goldgrube, in der mancher Schatzgräber, die sogar aus Venedig hierher gewandert sein sollen, große Schätze gefunden hat. Wenigstens sprechen die Spuren vom Durchwühlen und Umgraben der Erde, die man hier herum findet, für die Wahrheit der Sage in Rücksicht des Suchens

wenn man auch an dem Finden zweifeln muß. Man erzählt von einer großen Statüe von gediegenem Golde, die mehrere Personen in einem Gange der Höle gesehen, und auch davon große Klumpen Gold abgeschlagen haben sollen. Bei näherer Untersuchung habe man gefunden, daß dieses Gold an Feinheit und Reinheit alles andere übertreffe; die wiederholten Versuche dieser glücklichen Schatzgräber wären aber nicht mit eben dem Erfolge belohnt worden, denn alles Suchens ungeachtet hätten sie den Eingang zur Höle des goldenen Mannes nicht wieder finden können.

Unter allen diesen fabelhaften Sagen von der goldreichen Höle des Tidians ist folgende am meisten in der Gegend verbreitet, und trägt am unverkennbarsten den romantischen Charakter der grauen Vorzeit, in welchem wir fast immer die rächende Nemesis, dem Verbrechen auf dem Fuße folgend, erblicken.

Vor mehrern Jahrhunderten lebte auf der alten Burg im Dienste eines Grafen von Falkenstein ein frommer gottesfürchtiger Schäfer. Eines Tages, es war der St. Johannistag, als er ruhig seine Heerde am Fuße der Berge weidete, erblickte er in der Mittagsstunde im Thalgrunde eine wunderschöne Blume, die sogleich seine ganze Aufmerksamkeit fesselte. Voll Verwunderung über den sel-

tenen Schimmer ihrer herrlichen glänzenden Farben eilte er auf dieselbe zu, pflückte sie, und befestigte sie, nicht wissend, welches köstliche Kleinod er besitze, auf seinem Hute. Kaum hatte er sich wieder ruhig neben seiner Heerde im Schatten einer Eiche gelagert, als er nicht fern von sich den Eingang einer Höle erblickte, die er bis zu dieser Stunde, so oft er auch schon in dieser Gegend seine Schafe gehütet, nie wahrgenommen hatte. Voll Verwunderung über diesen neuen Anblick und voll Neugierde, das Innere dieser Höle näher zu untersuchen, betrat er dieselbe, und fand sie mit einem glänzenden Sande angefüllt. Außer sich vor Freude über den glänzenden Fund, und ahnend, daß dieser Sand mehr als gewöhnlicher Sand sei, füllte er seine Taschen mit dem schimmernden Funde, und trug denselben ohne Jemanden ein Wort von seinem Abentheuer zu erzählen, nach Magdeburg zu einem Goldschmidt. Dieser, dem beim ersten Anblicke sogleich der Schimmer des edelsten Metalls entgegenstrahlte, und der bei näherer Untersuchung die vorzügliche Reinheit und Güte desselben entdeckte, bezahlte den Schäfer ansehnlich, und bat ihn, in der Hoffnung eines künftigen größern Gewinns, ja recht bald und oft mit gefüllten Taschen zu ihm zurück zu kehren. Glücklich und überglücklich über seinen Fund, kehrte der ehrliche Schäfer

zu seiner Heerde, und sein Glück nicht mißbrauchend, nur dann erst zu seiner Goldgrube zurück, als das für seine erste Ladung gelöste Geld aufgezehrt war.

So setzte er geraume Zeit, seine Entdeckung in den sichernden Schleier des Geheimnisses gehüllt, seine Gänge zur Höle des Ueberflusses und von da zu dem Goldschmidt nach Magdeburg fort.

Nun begab es sich, daß sein Herr, der Graf von Falkenstein, zu seiner bevorstehenden Vermählung mit seiner schönen Braut bei demselben Goldschmidt, den sein Schäfer so reichlich mit Golde versorgte, Ringe und anderes kostbares Geschmeide bestellte. Er erstaunte, als ihn der Goldschmidt fragte, ob er gewöhnliches oder Tidianisches Gold haben wollte, denn ihm war wohl bekannt, daß in seinen Waldungen ein ganzer Distrikt seit langer Zeit den Namen des Tidian führe. Auf seine Frage, was das für Gold sei und woher er es erhielte, belehrte ihn der Goldschmidt, daß das Tidianische Gold das schönste und reinste sei, was man bis jetzt kenne, und daß ein alter Schäfer ihm von Zeit zu Zeit davon bringe. Der Graf von Falkenstein, nur noch neugieriger durch diese Antwort gemacht, bat den Goldschmidt, ihn rufen zu lassen, sobald sein Goldlieferant zu ihm käme. Nicht lange, so erhielt der Graf die Nachricht, daß der

Schäfer da sei, und er säumte nicht, sich sogleich zu dem Goldschmidt zu begeben. Hier fand er nun, zu seinem großen Erstaunen, in der Person des Goldmännchens seinen alten, wohlbekannten Schäfer, der eben so sehr erstaunte, hier mit seinem Herrn zusammenzutreffen, und sein so lange bewahrtes Geheimniß entdeckt zu sehen.

Arglos erzählte er auf das Geheiß seines Herrn diesem sein glückliches Abentheuer, und erbot sich, ihn zu der wunderbaren Höle des Tidian zu geleiten. Kaum war der Graf von Falkenstein auf seiner Burg angelangt, als er in Begleitung seines Schäfers den Weg zur Höle antrat, und die magische Kraft der Wunderblume, die der Schäfer noch immer, jedoch unbewußt, welche geheime Kraft dieselbe besitze, auf seinem Hute trug, zeigte auch beiden den Eingang zu den unterirdischen Schätzen, von denen sie, so viel sie fortbringen konnten, mit sich nahmen.

Der Graf entzückt über den glücklichen Ausgang seiner ersten Wanderung, erdrückte fast mit Liebkosungen den ehrlichen Schäfer, den er als den Urheber seines künftigen unermeßlichen Reichthums pries, und wiederholte bald in seiner Begleitung die Wallfahrt zur Höle des Tidian mit eben so glücklichem Erfolge. Doch seine mit dem zunehmenden Reichthum wachsende Habsucht, seine unersättliche

Goldgier peinigte ihn Tag und Nacht mit dem Gedanken, seine Schätze mit Jemanden theilen zu müssen, und der quälende Argwohn, daß sein Schäfer das Geheimniß der Höle weiter verbreiten und ihn so um den größten Theil seiner von der Zukunft gehofften unermeßlichen Schätze bringen könne, verdrängte bald jedes menschliche Gefühl aus seiner Brust, und verleitete ihn zu der fürchterlichen Grausamkeit, seinem Wohlthäter die Augen ausstechen zu lassen. Da that der arme geblendete Mann, seinen Peiniger verfluchend, den Wunsch, daß die Höle sich augenblicklich schließen, und so lange verschlossen bleiben möchte, bis drei gebrechliche regierende Herren, als ein Lahmer, ein Stummer und ein Blinder, auf dem Falkenstein residirt haben würden.

Sein Wunsch ward erhört, denn obgleich der Eingang zu der Höle des Tidians noch heut zu Tage existirt, so findet man doch nirgends mehr die Oeffnung zu der goldreichen Grotte, und obgleich bereits ein lahmer und ein stummer Herr von der Asseburg (von welchem Letztern sich das Bildniß noch in dem Rittersaale befindet) auf dem Falkenstein residirt haben sollen, so möchte doch wohl der dritte und letzte, der zur Oeffnung der Höle erfordert wird, umsonst erwartet werden, da nun

schon seit 50 Jahren die alte Burg unbewohnt steht.

75.

Die Daneels-Höle.

Am mitternächtlichen Abhang des Berges, auf dessen Gipfel das Kloster Huyseburg, eine Meile vorwärts von Halberstadt, liegt, zeigt sich eine künstlich ausgehauene Felsenhöle, von ziemlich beträchtlichem Umfang, die jetzt, da der Wald an dieser Stelle stark ausgehauen ist, dem suchenden Auge leicht sich darbietet, einst aber von dick belaubten Eichen und Buchen völlig versteckt war. Jetzt sieht man nur noch die nackten offnen Felsenwände, und unterscheidet zwei Gemächer, deren eins zu einem Aufenthalt für Menschen, das andere zum Pferdestall bereitet war. Noch bemerkt man an der oberen Decke eine durch die Kunst gemachte Oeffnung, welche den starken Fels durchdringt. Das Volk erzählt davon folgende Sage.

„In dieser Höle wohnte einst ein Räuber, der viele Jahre die ganze Gegend umher unsicher machte. Sein Name war Daneel oder Daneil. Sein Bruder, ein Sternseher, hatte ihm diesen Schlupfwinkel aufgesucht, und für seine Absichten

eingerichtet. Der Undankbare ermordete ihn, damit sein verborgener Aufenthalt desto weniger verrathen werden könnte.

Lange Zeit hindurch trieb Daneel seine Räubereien in mehrern Theilen des Harzgebirgs von seiner Felsenhöle aus. — Er hatte sie außerdem in einem großen Umkreise, mit verborgenen Schlingen von Draht umgeben, die mit einigen kleinen Glocken in seiner Höle in Verbindung standen, deren Geklirr ihm die Gegend bezeichnete, in die er hineilte, um auch die einzeln vorbeigehenden Wanderer zu berauben.

Diese List verschaffte ihm auch eine Frau und Wirthschafterin. Suse, ein schönes Bauermädchen, aus einem benachbarten Dorfe, verirrte sich, beim Haselnußpflücken, bis in die verwachsene Wildniß, die des Räubers Höle verdeckte. Kaum aber hatte sie den verrätherischen Draht berührt, so sprang Daneel heraus, und haschte und schleppte sie, nach vergeblichem Kampf, in seine Höle. Hier zwang er sie, sein Weib zu werden, und ihm feierlich zu schwören: „ihn nie böslich zu verlassen, und seinen Aufenthalt keinem lebenden Menschen zu verrathen.“

Lange blieb auch der Schlupfwinkel des Räubers unentdeckt. Denn, da er größtentheils in entferntern Gegenden raubte, und sich dann im Dun-

kel der Nacht in die nicht bemerkbare Höle schlich; so vermuthete man, mehrere Jahre hindurch, seinen Aufenthalt in dem Huy=Walde nicht. Und da endlich die Obrigkeiten der benachbarten Orte durch häufige Klagen aufmerksam gemacht wurden, so täuschte sie Daneel durch mannichfache List. So hatte er, unter andern, seinem Pferde die Hufeisen verkehrt aufgeschlagen, so daß die Spuren, wenn er zuweilen auf demselben heimkehrte, abwärts von seinem Wege führten. Die letzten Spuren verdeckte der Rasen, welcher den Abhang des Berges, in dessen Mitte die Höle lag, überkleidete. Doch, nicht immer schlief die Rache!

Fünf Kinder hatte ihm Suse geboren, und alle fünf Kinder hatte der Unmensch gleich nach der Geburt erstickt, um durch ihr Geschrei nicht verrathen zu werden. — Jetzt endlich gab der Räuber den tausendmal schon versagten Bitten seines Weibes nach, da er von ihrer Treue überzeugt war, und sie nun längst schon vergessen und unkenntlich glaubte, nur einmal in die benachbarte Stadt gehen zu dürfen, um sich einige Kleidungsstücke zu kaufen, die sie schon lange sich gewünscht hatte. — Nach sechs kummervollen Jahren öffnete sich ihr zum erstenmal ihr Kerker, und sie sah bebaute Fluren wieder. Doch mußte sie vorher ihren Schwur mit den stärksten Betheuerungen wiederholen, auch ihm

eidlich versprechen, aus der Stadt heimzukehren, ehe das Getümmel in derselben lebhaft würde.

Noch vor Aufgang der Sonne verließ sie die Raubhöle, von tausend Empfindungen bestürmt. Einen Monat vorher hatte sie die klägliche Ermordung ihres fünften eben gebornen Kindes, eines schönen gesunden Knabens, gesehen, und sein Geschrei durchbebte noch immer ihr Ohr; seit dieser Zeit war ihr der Räuber, den sie immer mit finsterem Unmuth heimkehren sah, und dessen Erzählungen von seinen Räubereien sie mit Abscheu hörte, völlig unerträglich geworden. Sie zitterte vor dem Gedanken, in einigen Stunden wieder in die Höle zurückzukehren, und hier, vielleicht auf immer, eingeschlossen zu werden. Und doch — sie band der furchtbarste Eid, und: „Seele verloren, alles verloren," hallte es immer in ihrem Herzen wieder. So fühlte sie sich jetzt frei, und zugleich an die Höle und den Räuber gekettet.

Als sie an dem Kloster Huyseburg vorbeiging, hoffte sie, ein Engel sollte ihr einen Priester entgegen führen, der sie, ohne daß sie ihm das Geheimniß vorher entdeckte, von ihrem Eide entbände. Aber, kein Priester erschien. Dämmerung und Schlaf deckte noch das Kloster und seine Bewohner. — Sie ging weiter, stand jetzt vor dem Walde, und sahe die Stadt noch im Nebel gehüllt vor sich

liegen. Die Stille um sie her war ihr grauvoll; sie fühlte sich einsam und von der ganzen Welt verlassen. — Jetzt ging die Sonne auf, und die ganze schöne Landschaft lag frei vor ihr. Aber ihre Brust war beklommen; es war ihr, als wenn die Morgenluft auf dem freien Berge, die sie sich so oft nur einmal einathmen zu können gewünscht hatte, ihr das Herz zerdrücken wollte. Die Angst beflügelte ihre Schritte; sie kam, ohne einem menschlichen Wesen zu begegnen, zur Stadt, fand die Häuser der Juden, die nahe am Thore wohnten, von denen sie die Kleider kaufen wollte, noch verschlossen, und wollte wieder zu ihrem Kerker zurückkehren.

Aber, der Taumel ihrer Gedanken machte sie schwindeln. Sie verfehlte den Weg in der Stadt und halb besinnungslos stand sie mit einemmale auf dem Marktplatz, in der Mitte derselben. Es war noch so früh am Tage, daß sie auch hier keinen Menschen sah. Sie richtete ihren niedergesenkten Blick in die Höhe, und sahe die Rolandssäule an der Ecke des Rathhauses. Ueberwältigt von ihrem Jammer, und von dem Drang, ihrem vollen Herzen Luft zu machen, warf sie sich vor dem steinernen Bilde auf die Knie, und erzählte diesem unter Strömen von Thränen und lautschluchzend

ihre Leiden und die Abscheulichkeiten, die sie in der Raubhöle gesehen und gehört hatte.

Ein vorbeigehender Gerichtsdiener hörte einen Theil ihrer Beichte, und nöthigte sie, mit ihm zu dem Schöffen zu gehen. Hier, da sie ihr Geheimniß schon verrathen sahe, und von drei Priestern feierlich ihres Eides entbunden wurde, erzählte sie ohne Rückhalt, was sie wußte, und versprach auch, den listigen Räuber den Richtern zu überliefern. Dann eilte sie, so schnell sie konnte, nach der Höle zurück, und bestreute den Pfad, der sich durch das Gebüsch zu derselben hinauf wand, mit einzelnen Erbsen, welche ihr die Richter zu dem Behuf mitgegeben hatten.

Der Verabredung gemäß, erschienen den folgenden Tag die Schöffen mit zehn wohlgerüsteten Lanzknechten an dem bezeichneten Abhang des Berges, in dem die Höle des Räubers lag, und vertheilten sich in dem Gebüsch. Bald spähten sie auch den bestreuten Weg aus. Da sie aber nicht hoffen konnten, mit offenbarer Gewalt in die Höle einzudringen, welche eine starke eiserne Thüre und große Schlösser und Riegel verschlossen; so warteten sie versteckt den Augenblick ab, den ihnen Suse als den einzigen genannt hatte, wo sie hoffen konnten, den Räuber zu überraschen.

Jetzt war es Mittag, und warm schien die Sonne. Da hören sie über sich den Schall einer kleinen Glocke, womit ihnen Suse ein Zeichen gab, und bald nachher das Knarren der Riegel und Schlösser an der eisernen Thür der Höle, die jetzt geöffnet wurde. Sie sahen auf, und heraus tritt Suse, und ihr folgt der furchtbare Räuber. Suse setzt auf einen kleinen, freien, sonnebeglänzten Vorplatz am Abhang des Berges sich hin, neben ihr lagert sich Daneel in das hohe Gras, und legt seinen Kopf auf ihren Schooß, wie er alle Tage bei heiterm Wetter zu thun pflegte, um so des Mittagsschlafes zu genießen. Die neue Delila streichelte ihm Wangen und Kopf, bis er einschlief.

Als sie ihn fest zu schlafen glaubte, gab sie den versteckten Lanzknechten, durch ein leises Pfeifen mit dem Munde, das verabredete Zeichen, über den Räuber herzufallen. Diese arbeiteten sich den Abhang heran. Doch Daneel, den das ungewohnte Pfeifen schon halb geweckt hatte, fuhr, als er das Rauschen der Büsche um sich her hörte, plötzlich auf, blickte umher, und sahe bewaffnete Männer, die von mehrern Seiten sich ihm nahten. Augenblicklich sprang er auf, und wollte Suse mit sich in die Höle reißen. Da diese sich aber aus allen Kräften sträubte, so stürzte er allein in die Höle, warf die eiserne Thür hinter sich zu, und verram=

melte sie mit Riegeln und Felstrümmern und Baumstämmen.

Da standen nun die Lanzknechte und ihre Anführer vor der langgesuchten Höle, hatten den Räuber, der ihnen so oft entgangen war, umringt gehabt, und sahen sich von neuem getäuscht. Vergebens bestürmten sie den Eingang mit ihren Waffen, und mit Stangen, die ihnen der Wald darbot; die feste Thür wankte nicht unter ihren Schlägen. Auch wünschte keiner der erste zu sein, der auf den Räuber in der offnen Höle träfe; und so hoben sie für jetzt den stürmenden Angriff auf, und hielten Kriegsrath.

Schöffen und Lanzknechte stimmten, nach langer Berathung, als das sicherste, darauf, den Räuber in seiner Felsenburg auszuhungern. Ein Eilbote sollte die glückliche Verhaftung des Unholds in der Stadt verkünden, und Lebensmittel für die Belagernden, und noch Verstärkung, wegen eines zu befürchtenden Ausfalls, herbeiholen. Aber Suse sagte den Berathenden: Daneel habe schon seit mehrern Jahren auf solche erwartete Fälle sich in Bereitschaft gesetzt; er sei immer auf mehrere Wochen mit Lebensmitteln und mit Wasser versehen. Diese Frist schien den Kriegern zu lange; sie gaben also jenen Entwurf der Aushungerung auf, und jeder that einen neuen Vorschlag, wegen der Be-

stürmung, Untergrabung und Sprengung des Felsens, der den andern immer noch unthunlicher erschien, als der erste.

So stritten und zankten sich die Belagerer vor der Höle, bis die Sonne sank. Daneel lachte ihres Zanks und Streits in seiner Felsenburg, und machte schon Entwürfe, um Mitternacht, wenn die Lanzknechte sich zerstreut hätten, oder eingeschlafen wären, sich aus der Höle wegzuschleichen, und sie am folgenden Morgen das leere Nest erobern zu lassen, oder, wenn sie wachen sollten, als brüllender Teufel durchzubrechen. Er wollte sich zunächst in dem benachbarten Gehölz, der Elm genannt, verstecken und von da tiefer ins Harzgebirge gehen, um dort sein Wesen zu treiben. Aber auch seine Entwürfe wurden vereitelt.

Einer der Lanzknechte, dem der Streit zu lange dauerte, hatte sich unbemerkt aus dem Kriegsrath weggezogen, und verkündete auf dem Rückwege zur Stadt und in der Stadt die Nachricht mit allen Vergrößerungen und Zusätzen, die ihm Schrecken und die Begierde, seine Verdienste zu heben, eingaben. Und so strömte, ehe noch die Nacht einbrach, eine solche Menge Volks aus der umliegenden Gegend herzu, daß die Belagerer mit vollem Muthe blieben, und Daneel jetzt nicht entkommen konnte.

„Guter Rath kommt über Nacht,“ sagt das Sprüchwort. Und so hatte man sich auch endlich zu dem Entschluß vereinigt, den Räuber in seiner Höle zu ersäufen oder durch den Dampf des kochenden Wassers zu ersticken. Bald nach Anbruch des Tages sahe man hunderte von Armen mit Beilen und Aexten bewaffnet, um alle Bäume und das Gesträuch rings um die Höle her niederzuhauen; und in wenigen Stunden stand der ganze Abhang des Berges so kahl da, wie wir ihn noch jetzt sehen. Dann wurde von allen umliegenden Dörfern Wasser herzugetragen und herbeigefahren. Unterdeß hatten Maurer und Steinbrecher eine ziemlich beträchtliche Oeffnung durch den Felsen, der die Höle von oben bedeckt, durchgearbeitet. Endlich brachte man auch vom Kloster Huyseburg eine große Braupfanne, um in ihr auf einem hoch auflodernden Feuer das Wasser zu kochen.

Nun wurde der eingeschloßne Räuber durch Ströme kochenden Wassers, die man unaufhörlich durch die Oeffnung hineingoß, indem das in Reihe gestellte Volk die gefüllten Eimer von Hand zu Hand reichte, bestürmt und geängstet. Nach einigen Stunden hörte man ihn unruhig bald aus seinem Gemach in den Pferdestall, bald aus diesem in jenes herüberlaufen. Aber nun bemerkte man auch, daß das Wasser, durch eine Menge kleiner nicht

zu verstopfenden Ritzen, fast eben so schnell wieder ablaufe, als es hineingegossen werde. Endlich fiel man darauf, das Wasser durch beigemischtes Mehl zu verdicken. Die benachbarten Mühlen und Dörfer mußten ihre Vorräthe liefern; und nun wurde stundenlang unaufhörlich heißer Brei in die Höle hineingeschüttet. Endlich wurde es ganz still in der Höle. Da lange keine Spur vom Leben des Räubers mehr bemerkt war, wurde endlich die eiserne Pforte durch Brecheisen aufgesprengt. Auch gleich am Eingang fand man den zusammengekrümmten Leichnam des Unholds.

76.

Der Engel Gottes leitet aus der Baumannshöle.

Ein gewisser Mann, welcher nicht gar weit von der Höle wohnete und dieselbe den neugierigen Reisenden auf ihr Verlangen zeigte, hat sich einstmals einfallen lassen, ganz allein, ohne einigen Gefährten, mit brennenden Lichtern, wie gebräuchlich in die Höle zu steigen, um darin noch eines und des andern weiter zu erkundigen. Nachdem demselben aber die Lichter, in währender Durchsuchung der Höle, eines nach dem andern verloschen,

und er zu seinem Unglück das mitgehabte Feuerzeug nicht finden können, hat er sich vergebens bemüht, die Ausfahrt wieder zu treffen, derowegen er darin drei Tage und Nächte ohne Speise zugebracht, im Finstern herumgetappt und so lange in der Irre gewandert, bis ihm endlich ein Engel in Gestalt eines brennenden Lichtes oder Feuers erschienen, und ihn aus der Höle geführt hat.

Als er nun also wunderlich errettet worden und unverhofft wieder aus derselben an das Tageslicht kommen, hat er solches erzählt, aber nur drei Tage darauf noch gelebt, und ist hernach gestorben.

VIII.

Sagen und Mährchen aus verschiedenen Gegenden Deutschlands.

77.

Das wüthende Heer und Frau Venus Berg.

Unter dem wüthenden Heere versteht man das Jagdgeschrei und Gebell der Hunde, welches man zu Zeiten nächtlich in den Wäldern hört. Manch wilder Jäger und unmilder König, der das Wild in seinen Forsten hegte, auf daß es die Saaten seiner Unterthanen vertilgte, soll nun so umher reiten. So glaubten sonst die Dänen, der Geist ihres ruchlosen Königs Abel ritte in den Wildnissen und einigen andern Orten auf der Jagd sichtbarlich herum. Zu Frankreich, in Tours, glaubte man, daß König Hugo der nächtliche Reuter sei und selbst der fromme König Artus *) kam in den Verdacht, daß er mit seiner Massenei umherschwärme.

In Deutschland hielt man aber am meisten dafür, es sei Frau Venus, die, aus dem Venus-

*) Le chariot de roi Artus, ou le char du diable. Glossaire de la langue romane p. Rocquefort. I. 240.

berge kommend, mit ihrem verführerischen Heere durch die Lande zöge und neue Einwohner ihrem Lande zu gewinnen suche. Tannhäuser, der treue Eckard genannt, ginge vor diesem tollwüthenden Heere voran und, mit einem Stabe bewaffnet, weise er zurück die Leute, die er im Wege fünde und helfe ihnen sich zu retten. Davon hat man ein altes Lied:

Nun will ich aber heben an,
Vom Tannhäuser wollen wir singen,
Und was er Wunders hat gethan
Mit Frau Venussinnen.

Der Tannhäuser war ein Ritter gut,
Er wollt' groß Wunder schauen,
Da zog er in Frau Venus Berg
Zu andern schönen Frauen.

„Herr Tannhäuser, ihr seid mir lieb,
Daran sollt ihr gedenken,
Ihr habt mir einen Eid geschworen,
Ihr wollt nicht von mir wenken (wanken).“ —

„Frau Venus, ich hab's nicht gethan,
Ich will das widersprechen,
Wenn niemand spricht das mehr denn ihr,
Gott helf mir zu dem Rechten.“ —

„Herr Tannhäuser, wie! sagt ihr mir,
Ihr sollet bei uns bleiben,
Ich geb' euch meiner Gespielen ein'
Zu einem ehelichen Weibe.“ —

„Nehm ich dann ein ander Weib,
Als ich hab' in meinem Sinne,
So muß ich in der Höllen Glut
Da ewiglich verbrennen.“ —

„Du sagst mir viel von der Höllen Glut,
Du hast es doch nicht befunden,
Gedenk' an meinen rothen Mund,
Der lacht zu allen Stunden.“ —

Was hilft mir euer rother Mund,
Er ist mir gar unmehre *).
Nun gieb mir Urlaub, Frau Venus zart,
Durch aller Frauen Ehre.“ —

„Herr Tannhäuser, wollt' ihr Urlaub ha'n,
Ich will euch keinen geben;
Nun bleibet, edler Tannhäuser zart
Und frischet euer Leben.“ —

„Mein Leben, das ist worden krank,
Ich kann nicht länger bleiben,
Gebt mir Urlaub, Fraue zart,
Von eurem stolzen Leibe.“ —

„Herr Tannhäuser, nicht sprecht also,
Ihr seid nicht wohl bei Sinnen;
Nun laßt uns in ein' Kammer gahn
Und spielen der heimlichen Minnen.“ —

*) gleichgültig, unbedeutend.

„Euer' Minne ist mir worden leid,
Ich hab's in meinem Sinne.
O Venus, edle Jungfrau zart,
Ihr seid ein' Teufelinne." —

„Tannhäuser, wie sprecht ihr also,
Bestehet ihr mich zu schelten?
Sollt ihr noch länger bei uns sein,
Des Worts müßt ihr entgelten.

Tannhäuser, wollt ihr Urlaub ha'n,
Nehmt Urlaub von den Greisen,
Und wo ihr in dem Land umfahrt,
Mein Lob das sollt ihr preisen."

Der Tannhäuser zog wieder aus dem Berg,
In Jammer und in Reuen:
„Ich will gen Rom in die Stadt,
Allaus dem Papst vertrauen.

Nun fahr' ich fröhlich auf die Bahn,
Gott muß es immer walten,
Zu einem Papst, der heißt Urban,
Ob er mich wollt behalten.

Herr Papst, geistlicher Vater mein,
Ich klag euch meine Sünde,
Die ich mein' Tag begangen hab',
Als ich euch will verkünden.

Ich bin gewest ein ganzes Jahr
Bei Venus, einer Frauen,
Nun will ich Beicht' und Buß empfahn,
Ob ich möcht' Gott anschauen."

Der Papst hatt' einen Stecken weiß,
Der ward vom dürren Zweig':
„Wann dieser Stecken Blätter trägt,
So sind dir dein' Sünd verziehen." —

„Sollt' ich leben nicht mehr denn ein Jahr,
Ein Jahr auf dieser Erden,
So wollt' ich Reu und Buß empfahn
Und Gottes Gnad erwerben."

Da zog er wieder aus der Stadt,
In Jammer und in Leiden:
„Maria, Mutter, reine Magd,
Muß ich mich von dir scheiden,

So zieh' ich wieder in den Berg,
Ewiglich und ohn' Ende,
Zu Venus meiner Frauen zart,
Wo mich Gott will hinsenden." —

„Seid willkommen, Tannhäuser gut,
Ich hab euch lang entboren (entbehrt),
Seid willkommen, — mein liebster Herr
Und Held mein, auserkoren."

Darnach wohl auf den dritten Tag,
Der Stecken hub an zu grünen,
Da sandt' man Boten in alle Land:
Wohin der Tannhäuser wär' kommen?

Da war er wieder in dem Berg,
Darinnen sollt' er nun bleiben,
So lang bis an den jüngsten Tag,
Wo ihn Gott will hinweisen.

Das soll nimmer kein Priester thun,
Dem Menschen Mißtrost geben,
Will er dann Buß und Reu empfahn,
Sein' Sünd sind ihm vergeben.

Wilhelmus Neubrigensis im ersten Buche der Englischen Historie Kapitel 38 erzählt nachfolgende Geschichte: In der Provinz Deir, nicht weit von meinem Vaterland', hat sich diese wunderbare Geschichte zugetragen, welche ich von Jugend auf weiß:

Es ist ein Flecken, etliche Meilen Weges vom Orientalischen Meere gelegen, dabei die berühmten Wässer Vipsá genannt, aus welchem Flecken ein Bauer zu seinem Freund', im nächsten Flecken wohnend, ihn zu besuchen gezogen. Und als er in eiteler Nacht wieder nach Hause verreisen wollte, siehe! da hat er in dem nächsten Berge, welchen ich oft gesehen habe, der zwo oder drei Stadien

vom Dorfe liegt, liebliche Stimmen der Sänger und ein lustiges Gelach' gehöret. Er verwunderte sich, wer dort an dem Ort in solcher Nacht, mit so herrlichen Freuden, der Nacht ihre Ruhe zerstört und hat solches selbst sehen wollen. Als er an der Seite des Berges eine offene Thür bemerkt, ist er hinzugetreten und hat hinein gesehen, allda er ein schön, weit und scheinbarlich Haus erblickt, so da ganz voll war von Mann und Weibspersonen, so da zu Tische saßen.

Einer aber aus den Aufwärtern, als er ihn gesehen an der Thüre stehen, hat ihm einen Becher gebracht, welchen, nachdem er ihn genommen, er mit Fleiß nicht hat wollen trinken, sondern hat ihn ausgegossen, den Becher behalten und ist schnell davon gerannt. Als sich ein Tumult in der Höle, wegen des Bechers, erhob und ihm etliche nacheileten, ist er mit seinem schnellen Pferde davon geritten und hat sich mit seinem Raube in den Flecken begeben. Solcher Becher von unbekannter Materie, einer seltsamen und ungewöhnlichen Farbe und Form, ist Heinrich, dem alten Könige von Engeland, als ein Geschenk dargebothen und darnach der Königin Bruder David, König von Schottland, überschickt worden und ward viele Jahre in dem Schatze des Königs behalten, dann aber dem König Heinrich dem zweiten, so solchen

zu sehen begehrte, wiederum vom König Wilhelm aus Schottland zugeschickt.

Andere setzen auch den Venusberg an den Nursiner See in Italien, wo man die Venus lebendig in einer Höle zn sehen vermeint, die alle Wochen in eine Schlange sich verwandelte, und ward eine Wacht um die Höle gehalten, um die Leute abzuhalten, die mit Beschwörungen umgehen.

78.

Das Oldenburger Horn.

Bei Graf Otto's von Oldeuburg Zeiten (der 967 zur Regierung kam nach dem Tode seines Vaters Ulrich), hat sich eine wunderliche Geschichte oder Handel zugetragen. Denn weil er, als ein guter Jäger, der große Lust zu der Jagd gehabt, sich auf eine Zeit in die Jagd mit seinen Edelleuten und Dienern begeben, und am Bernefeuerholze gejagt, er, der Graf, auch selbst ein Reh gehetzet und demselben vom Bernefeuerholze bis an den Osenberg alleine nachgerannt, und mit einem weißen Pferde mitten auf dem Berge gehalten und sich nach seinen Winden umgesehen hat, spricht er bei ihm selbst, denn es eine große Hitze war: „Ach Gott! der nun einen kühlen Trunk hätte.“

Sobald als der Graf das Wort gesprochen, thut sich der Osenberg auf und kommt aus der Kluft eine schöne Jungfrau wohl gezieret, mit schönen Kleidern angethan, auch schönen über die Achsel getheilten Haaren und einem Kränzlein darauf. Und hatte ein köstlich silbern Geschirr, so vergüldet war, in Gestalt eines Jägerhorns, wohl und gar künstlich gemacht, granulirt und schön zugerichtet, das auch mit mancherlei Waffen, die jetzt wenig bekannt sind und mit seltsamen, unbekannten Schriften und kunstreichen Bildern auf und nach Art der alten Antiquitäten zusammen gesoldert und ausgeputzt und gar schön und künstlich gearbeitet, in der Hand gehabt, das dann gefüllt war und solches dem Grafen in die Hand gegeben und gebeten, daß der Graf daraus trinken wollte, sich damit zu erquicken.

Als nun solches vergüldelte silberne Horn der Graf von der Jungfrau auf und angenommen, es aufgethan und hineingesehen, da hat ihm der Trank, oder was darinnen gewesen, welches er geschüttelt, nicht gefallen und deshalb solch Trinken der Jungfrau verweigert. Worauf aber die Jungfrau gesprochen: „Mein lieber Herr, trinket nur auf meinen Glauben, denn es wird euch keinen Schaden geben, sondern zum Besten gereichen.“ Mit fernerer Anzeige: wo der Graf daraus trinken

wollte, sollte es ihm, Graf Otto'n, und den Seinen, auch folgends dem ganzen Haus Oldenburg, wohlgehen und die ganze Landschaft zunehmen und ein Gedeihen haben. So aber der Graf ihr keinen Glauben zustellen, noch daraus trinken wollte, so sollte künftig, im nachfolgenden gräflich Oldenburgischen Geschlechte, keine Einigkeit bleiben. Als aber der Graf auf solche Rede keine Acht gegeben, sondern bei ihm selber, wie nicht unbillig, ein groß Bedenken gemacht, daraus zu trinken, hat er das silberne vergüldete Horn in der Hand behalten und hinter sich geschwenket und ausgegossen, davon etwas auf das weiße Pferd gespritzt und da es begossen nnd naß worden, sind ihm die Haare ausgegangen.

Da nun die Jungfrau solches gesehen, hat sie ihr Horn wieder begehrt, aber der Graf hat mit dem Horn, so er in der Hand hatte, vom Berge abgeeilt und als er wieder umgesehen, vermerket, daß die Jungfrau wieder in den Berg gegangen. Und weil darüber dem Grafen ein Schrecken ankommen, hat er sein Pferd zwischen die Sporen genommen und in schnellem Laufe nach seinen Dienern geeilet und denselbigen, was sich zugetragen, vermeldet. Auch hat er das silbern vergüldete Horn gezeiget, es mit nach Oldenburg genommen und ist dasselbe, weil er's so wunderbar bekommen, für

ein köstlich Kleinod von ihm und allen folgenden regierenden Herren des Hauses Oldenburg gehalten worden.

79.

Die Tanzenden zu Kolbeck bei Magdeburg.

Im Dorfe Kolbeck bei Magdeburg tanzten 1011 etliche Hausleute am Christtage Abends auf dem Kirchhofe, wollten sich auch hiervon nicht abwehren lassen. Da sagte endlich der erzürnte Priester: „ei, so tanzt ein ganzes Jahr!“ Und es geschah; in ewigem Schwunge tanzten sie ein ganzes Jahr lang, daß die Erde unter ihnen wich und sie in einer Gruft, die ihnen bis unter die Arme ging, sich herumdrehten. Einer wollte einst einen Freund aufhalten, aber im reißenden Drehen behielt er den Arm des Tanzenden in der Hand, der sich dennoch wieder im tollen Schwunge weiter drehte. Es fiel auf sie weder Regen, noch Thau, noch Schnee. Endlich endigte sich nach einem Jahre, durch vielfaches Bitten hin und wieder in den Kirchen, dies Tanzen, aber einige waren sofort des Todes, andere behielten die kurze Zeit ihres Lebens über ein stätes Zittern.

80.

Kobold Hütchen zu Hildesheim.

(Höll. Proteus S. 792—98.)

Im Stifte Hildesheim ließ sich lange ein böser Geist sehen, der dennoch den Schein der Güte und Frömmigkeit eine Zeitlang suchte; er erschien in Bauernkl..ern, mit einem bäurischen kleinen Hütlein, wovon man ihn Hütchen, oder auch Hudgen (Niedersächsisch Hödekeken) nannte. Derselbe trieb viel wundersame Händel. Er schien gern bei Leuten zu sein, gleich als ob er seine Lust und Freude an ihrer Gemeinschaft trüge, redete mit jedermann, fragte und antwortete gar gesprächig und freundlich. Bisweilen erschien er, wenn er sprach, bisweilen redete er unsichtbar, niemand fügte er etwas Leides zu, er wäre denn von demselben am ersten beschimpft worden; wer seiner aber spottete, dem vergaß er's nicht, sondern bewies ihn wiederum einen Schimpf.

Als Burchard, Graf von Luka, durch Grafen Herrmann von Winsenburg erwürget war und die ganze Grafschaft Winsenburg in Gefahr der Plünderung stand, trat Hütchen zu dem Bischof von Hildesheim Bernhard, als derselbe schlief, vor's Bette, weckte denselben auf und sprach: „Steh' auf, o Kahlkopf, und führ' ein Kriegesheer zusam-

men; denn die Grafschaft Winsenburg ist, nach Erwürgung ihres Herrn, ledig und verlassen und mag jetzo mit leichter Mühe unter deine Botmäßigkeit gesetzt werden.“ Der Bischof stand auf, brachte sein Kriegesvolk eilig zusammen, überzog damit und bezwang die Grafschaft, welche er, mit Einwilligung des Kaisers, dem Hildesheim'schen Stift auf ewig einverleibte. Eben denselbigen Bischof hat dieser Geist, ungefragt, für mancherlei Gefahr gewarnet.

Am Hofe dieses Bischofs erschien Hütchen gar oft, ging gemeinlich aber den Köchen zur Hand, schwatzte auch vielmal mit ihnen in der Küche. Und als man nun seiner sogar gewohnt worden, daß keiner sich vor ihm fürchtete, begunnte ein kleiner Kochjunge ihn zu verachten, zu verspotten und zu beschimpfen, und beschüttete ihn, so oft er nur konnte, mit unsauberem Wasser. Das verdroß ihn sehr, weshalb er den Koch bat, den Knaben zu strafen, daß er solche Büberei unterweges ließe, mit Bedrohen, er würde sich sonst selbst für solchen Hohn zu rächen wissen. Aber der Koch lachte ihn aus und sprach: „Bist du ein Geist und fürchtest dich vor einem kleinen Jungen?“ Dem antwortete Hütlein: „weil du, auf meine Bitte, den Buben nicht züchtigen willst, will ich, nach wenigen Tagen, dir zeigen, wie ich mich vor ihm fürchte.“

Und hiermit ging er im Zorn hinweg. Aber nicht lange hernach, da der Junge, nach dem Abendessen, allein in der Küche saß und vor Müdigkeit schlief, kam der Geist, erwürgte und zerstückte ihn, warf folgends die Stücken in einen großen Hafen und setzte denselben zum Feuer. Als solches der Küchenmeister erfuhr, fing er dem Hütchen an zu fluchen, welcher, hierob noch heftiger erbittert, über alle Braten, so für den Bischof und dessen Hofleute angespießt waren und am Feuer standen, abscheuliche Kröten zerdrückte, also, daß mit dem Gift und Blut derselben das Fleisch betröpfelt ward. Weil nun der Koch ihn wieder deswegen schmählte und ausschändete, stieß er denselben von einer ziemlichen Höhe, nehmlich von der Brücke, in den Graben. Und weil man in Sorge fiel, er dürfte anzünden, mußten alle Hüter auf den Mauern, sowohl der Stadt, als des Schlosses, fleißig wachen.

Ein Mann, der verreisen wollte und auf die Treue seiner Frau eben nicht zu fest baute, sagte zu Hütchen im Scherz: „Mein guter Kamerad, laß dir mein Weib doch anbefohlen sein, bis zu meiner Wiederkunft und schaue, daß du wohl Acht auf sie habest.“ Darauf reisete er ab. Die Frau zauderte auch nicht, ihre Liebhaber zu sich einzuladen, aber keiner der Geladenen erreichte seinen Zweck, denn der treue Wächter verjagte alle durch

diese oder jene Schreckgestalt. Endlich kehrte der Mann heim und da er nicht mehr weit bis zu seinem Hause hatte, lief ihm Hütchen entgegen, sprechend: „mir ist deine Wiederkunft trefflich lieb, damit ich der Unruhe und Mühe, die du mir aufgeladen hast, einmal abkomme.“ Der Mann fragte: „wer bist du denn?“ Er sprach: „ich bin Hütchen, dem du, bei deiner Abreise, dein Weib in seine Hut anbefohlen. Siehe, ich habe ihrer gehütet, wiewohl mit großer und unablässiger Mühe, aber ich bitte, du wollest sie meiner Hut nicht mehr übergeben, denn ich will lieber alle Heerden in ganz Sachsen, als ein solches Weib hüten.

Dies und viel dergleichen trieb der Geist Hütchen, bis Bischof Bernhard, vermöge der Beschwörungen, ihn aus seinem Bisthum zu weichen zwang.

81.

Das stille Volk.

Es ist einmal einem Grafen von Hoya ein kleines Männlein in der Nacht erschienen, und wie sich der Graf entsetzet, hat es zu ihm gesagt: er sollte sich nicht entsetzen; denn er hätte ein Wort an ihm zu werben, er möchte ihm das nicht abschlagen.

Darauf der Graf geantwortet: wenn es zu thun möglich wäre und ihm und den Seinen unbeschwerlich, so wolle er es gern thun. Da hat das Männlein gesagt: „es wollen die folgende Nacht etliche zu dir auf dein Haus kommen und Ablager halten. Denen wollest du deine Küchen und Saal so lange leihen und deinen Dienern gebieten, daß sie sich schlafen legen und keiner nach ihrem Thun sehe, auch keiner darum wisse, ohne du allein. Man wird sich dafür dankbarlich erweisen, und du und dein Geschlecht sollen's haben zu genießen. Es soll aber in dem allergeringsten weder dir oder den Deinen Leid geschehen." Solches hat der Graf eingewilliget.

Also sind sie die folgende Nacht, gleich als mit einem reisigen Zeug, die Brücken hinan auf's Haus gezogen und sind allesamt kleine Leute gewesen, wie man die kleinen Bergmännlein zu beschreiben pfleget. Haben in der Küche gekocht, zugehauen und aufgegeben und hat sich nicht anders, als wenn eine große Mahlzeit angerichtet würde, ansehen lassen. Darnach, fast gegen den Morgen, wie sie wiederum scheiden wollen, ist das kleine Männlein abermal zum Grafen kommen und hat, neben Danksagungen, ihm dargeboten ein Schwerdt, ein Salamanderlaken und einen güldenen Ring, in welchem ein rother Löwe oben eingemacht, mit

Anzeigung: diese drei Stücke sollten er und seine Nachkömmlinge wohl verwahren, und so lange sie dieselben bei einander hätten, würde es einig und wohl in der Grafschaft zustehen. Sobald sie aber von einander kommen würden, sollte es ein Zeichen sein, daß der Grafschaft nichts Gutes vorhanden wäre. Und es ist der rothe Löwe auch allezeit darnach, wenn einer vom Stamme sterben sollte, erblichen. Es sind aber zu den Zeiten, da Graf Jobst und seine Brüder unmündig waren, und Franz von Halle Statthalter im Lande gewesen, die beiden Stücke, das Schwerdt und das Salamanderlaken weggekommen, der Ring aber ist bei der Herrschaft geblieben, bis an ihr Ende, wohin er aber seit der Zeit kommen, weiß man nicht.

82.

Der Wink Gottes

In Magdeburg zeigte man sonst, ob noch, weiß ich nicht, ein Haus, woran ein Schild befindlich, auf dem ein Pferd zur oberen Etage eines Hauses aus dem Fenster sah. Die Sage berichtet davon:

Ein Mann begrub seine Frau mit der Pracht, die seinem Stande zukam, und ließ auch an ihrem Finger einen brillantenen Ring von Werth. Der habsüchtige Todtengräber hatte dies bemerkt und säumte daher nicht in der Nacht zur Gruft zu eilen, sie zu öffnen, den Deckel des Sarges aufzusperren und zu versuchen, der Todten den Ring abzuziehen. Aber dieser saß fest, er mußte drücken, drehen und wenden und dies brachte die nur scheintodte Frau zu sich, die sich aufrichtete und dem treulosen Todtengräber einen solchen Schrecken einjagte, daß er ohnmächtig niederstürzte.

Die Frau, nicht minder erschrocken über ihren hülflosen Zustand, nahm die Laterne des Todtengräbers und wankte dem Hause ihres Gatten zu. Sie klopft an. Der Diener fragt: „wer da sei?" „Ich bin es, — antwortetete sie — die Frau von Hause, öffne mir." Todtenbleich stürzte dieser zurück und in das Zimmer des Herrn, dem er die neue Mähre verkündete. „Nimmer kehrt meine Frau aus ihrem Grabe zurück, — antwortete dieser — eben so wenig wie meine Schimmel jemals die Treppe heraufkommen werden, um oben zum Fenster hinaus zu schauen."

Da ging es trapp, trapp die Treppe herauf; seine Schimmel waren es. Da glaubte der Mann, ging hinab, öffnete die Thür und empfing seine todt-

geglaubte Gattin, mit der er lange Jahre noch in Freuden lebte.

83.

Vordeutungen des Todes.

1. Zu Kloster Corvey.

Es hat dieses Kloster von Gott, unter andern, diese sonderbare Gnade gehabt, daß, so oft als einer von den Brüdern sterben sollen, er, drei Tage zuvor, ehe dann er verschieden, eine Verwarnung bekommen, vermittelst einer Lilie an einem ehrnen Kranze, der im Chor hing; denn diese Lilie kam immer wunderbarlich herab und erschien in dem Stuhle desjenigen Bruders, dessen Lebensende nahte, also, daß derselbe dabei unfehlbar merkte, er würde in dreien Tagen von der Welt scheiden. Dies Wunder soll etliche hundert Jahre gewährt haben, bis ein junger Ordensbruder, nachdem er dadurch gleichfalls an sein Sterbestündlein ist erinnert worden, solche Erinnerung verachtete und die Lilie in eines alten Religiosen Stuhl versetzet hat, der Meinung, es würde das Sterben dem Alten besser anstehen, als dem Jungen. Wie der gute alte Bruder die Lilie hat erblickt, ist er darüber so hart erschrocken, daß er in eine Krankheit, doch gleichwohl nicht ins Grab, gefal-

len, sondern bald wieder gesund, hingegen der junge Warnungs-Verächter am dritten Tage durch einen jählingen Tod dahin gerissen worden.

2. In der Stiftskirche zu Merseburg.

In der Stiftskirche zu Mersebnrg hat man, drei Wochen vor dem Absterben eines jeglichen Domherrn, bei der Nacht einen großen Tumult in der Kirche gehört, und es ist auf den Stuhl desjenigen Domherrn, welcher sterben sollen, ein solcher Schlag geschehen, als ob ein starker Mann, aus allen Kräften, mit geschlossener Faust einen gewaltigen Streich thäte. Sobald solches die Wächter, deren etliche sowohl bei Tag, als bei Nacht darin gewacht und wegen stattlicher Kleinodien, so darin vorhanden, die Runde gegangen, vernommen, haben sie es, gleich des andern Tages hernach, dem Kapitel angezeigt. Und solches ist demselben Domherrn, dessen Stuhl der Schlag getroffen, eine persönliche Vertagung gewesen, daß er in drei Wochen sterben müsse.

3. In der Domkirche zu Lübeck.

Bei den Lübeckern soll sich in der Domkirche vormals zugetragen haben, was folgt. Wenn auf eines Kanonikus Pult im Chor des Nachts eine Rose gelegt, und früh Morgens gefunden worden,

so hat man, ohne einigen Zweifel, daraus geschlossen, daß solchem Domherrn der Tod bald bevorstände. Man fügt hinzu: es habe sich begeben, daß, als einer unter selbigen Domherren, Namens Rabundus, eine solche Rose, welche ihm seine Sterbestunde anzeigte, auf seinem Pulte angetroffen, er dieselbe davon weggeräumt und auf eines andern, seines Kollegen, Chorpult gelegt, nichts desto weniger aber dennoch, unlange darnach, der Natur die Schuld bezahlt habe. Man sagt auch daselbst: dieser Rabundus errege auch noch heut im Chor mit Klopfen einen Tumult, so oft das letzte Lebensziel eines Domherrn herbeinahet, und sagt man des Orts im Sprichwort: Rabundus hat sich gerührt, darum wird ein Domherr sterben.

Nach einigen soll Rabundus gesagt haben: er wolle nun, da es mit der Rose trüglich gewesen sei, dreimal klopfen. Dies Klopfen sind eigentlich drei erschreckliche Schläge unter seinem, im Chor befindlichen, sehr langen, großen und breiten Grabsteine, die nicht viel gelinder krachen, als ob das Wetter einschlüge, oder dreimal ein Kartaunenschuß geschähe. Und wenn der dritte Streich geschieht, läuft oder fleugt der Knall über dem Gewölbe, die ganze Kirche nach der Länge durch, mit so starkem Krachen, daß man denken sollte, das Gewölbe wird ein und die Kirche über den

Haufen fallen, wiewohl es einmal stärker kracht, als das andere.

4. Im Dom zu Breslau.

Auch hier ward der Tod eines Domherrn durch das freiwillige Läuten einer Glocke, oder Geräusch im Dome angedeutet. Es finden sich darüber im Dome folgende Verse:

Zur Rechten:

Mors venit et nescis aderit ubi, quomodo, quando,
Saepe deus signis hanc properare docet.
Quippe ut dissolvi debeat Canonicus illic,
Pulsus agit templum, murmura dira strepunt.
Credite his verbis monitor attente tuorum,
Martyr Vincenti numen inesse tuum.
Sed quoniam colitur venerabilis hic tua cervix,
In mortis luctu, poscimus, affer opem.

Es kommt der Tod, doch wo und wie und wann,
Weiß niemand; aber Gott giebt oft ein Zeichen,
Daß er sich naht. So oft ein Domherr hier
Verscheiden soll, entsteht ein Läuten und Geräusch.
In solcher Weisung zeigt sich deine Kraft
Vinzentius, du treuer Freund der Deinen.
Du, dessen Haupt ein Heiligthum uns ist;
Hilf uns, o Heil'ger, in dem Todeskampf.

Zur Linken:

Res est praedigna, quam signa mente benigna,
Cunctis praelatis et canonicis sodalitatis,

Stallo sit pulsus, cum quis vadat moriturus.
Martyr Vincenti facis hunc clangore recenti,
Quos cum Baptista parce salute pia.

Bemerken, was sich seltsam hier ereignet:
Soll einer der Prälaten oder Herrn
Des Doms in kurzem sterben, so entsteht
Ein Glockenschlag. Du heiliger Vinzent
Machst diesen Ton; o hilf mit Sankt Johann
Dort dem Entschlafenen zu ew'gem Heil.

84.

Kleinere Sagen.

1. Warum die Kreuzschnabel kreuzförmige Schnäbel haben.

Als unser Herr Christus am Kreuze litt und starb, da trauerte die ganze Natur und die empörten Elemente vereinten sich zu mannichfachen Wunderzeichen. Auch zwei Vögelein flogen bei dem Kreuze vorbei, an welchem der Erlöser hing, sie sahen die Nägel durch die Hände geschlagen und flogen hinzu, um den Gottgesendeten zu befreien von seinen Leiden. Ein jeglicher setzte sich auf die eine Seite des Kreuzes und bemühte sich mit seinem Schnäbelein den Nagel herauszuziehen, der die theuern Hände an das Kreuz heftete, aber ihre Kräfte waren zu schwach, die Schnäbel bogen sich,

dem einen rechts hin über, dem andern links hin, je nachdem sie gesessen hatten, und betrübt flogen sie weiter. Aber Gott gab ihnen ein ewiges Zeichen ihrer frommen Bemühung, das ganze Geschlecht erhielt solche Schnäbel und noch finden wir den obern Schnabel bald rechts, bald links hingebogen.

2. Es fliegt ein Engel durch's Zimmer.

In jeder Gesellschaft, selbst der fröhlichsten, entstehen bisweilen allgemeine Pausen, in denen auch nicht einer redet. Zu einer solchen Zeit, spricht die Sage, fliegt ein Engel durch's Zimmer und die Menschen verehren ihn unbewußt, schweigend.

3. Die Sage vom Rothkehlchen.

Rothkehlchen kann keinen todten Menschen sehen. Liegt ein Erschlagener im Walde, so fliegt es hinzu und legt ein Zweiglein oder einige Blätter auf sein Gesicht, um ihn so etwas zu verhüllen.

Anmerkungen.

Einleitung.

Ueber Volkssagen, ihre Wichtigkeit in Hinsicht auf historische Erörterungen, dann aber auch wieder zur Kenntniß des Charakters der Völker und Völkerstämme, der sich fest und bestimmt, oft tief bedeutend, in ihnen ausspricht, ist schon in der Einleitung zu den Volkssagen von Otmar (Bremen 1800.), S. 3—70. mit so vieler Umsicht gesprochen worden, daß ich etwas Vergebliches unternehmen würde, wenn ich von neuem etwas schon bewährt Ausgesprochenes wiederhohlen wollte.

Die Quellen, aus denen mir diese Sagen und Mährchen geworden, sind folgende:

1) mündliche Ueberlieferung. An einer solchen bin ich nur sehr arm. Wie überhaupt jetzt Sagen, Mährchen, Lieder immer mehr in dem flachen Lande nicht allein, sondern auch in den Gebirgen, wo sie sonst einen freundlichen Aufenthaltsort fanden, verschwinden, und es Mühe kostet, alte Männer und Frauen, die oft reich an denselben sind, zum Erzählen zu bringen, da sie fürchten, verspottet zu werden, so verschwinden besonders auch noch andere

Sagen, die an Orte, Ruinen u. dergl. geknüpft sind, da die Zeit die alten Mauern immer mehr abflacht, sie ihr schauerliches Ansehen verlieren und nicht von selbst dringend dazu einladen, daß ein jeder wünscht, nähere Kunde von ihnen zu haben, und am liebsten ein Mährchen hört. Auch die Kindermährchen nehmen immer mehr und mehr Abschied, die schwankende Pädagogik weiß nicht, ob sie dergleichen erzählen lassen darf, oder nicht, und die alten Kindermuhmen werden daher zu anderem, wohl weit schädlicherem, Geschwätz angehalten. Für die wenigen Kindermährchen, die ich habe, bin ich daher den freundlichen Mittheilern nicht wenig verbunden, und ich glaube gewiß, daß sie auch meine Leser mit Lust und Behagen aufnehmen und gern in jene Zeit zurückgehen werden, wo diese Erzählungen einen weit tiefern Eindruck machen, als oft selbst kaum die größten Epochen der Weltgeschichte den Erwachsenern hervorzubringen vermögen.

2) Reicher strömte mir die Quelle alter Chroniken, und es hat oft nicht geringe Mühe gekostet, aus dicken Folianten ein oder zwei Sagen und Mährchen herauszufinden. Sie erscheinen aber oft als die wichtigsten, da sie, von den alten Chronikenschreibern in die historische Darstellung mit verflochten sind, oder so von ihnen hingestellt

werden, daß man wohl sieht, sie glauben daran, wagen aber doch nicht recht, das entscheidende Urtheil darüber auszusprechen. Wann und wie Chroniken benutzt worden sind, wird immer genau in den nachfolgenden Anmerkungen angegeben.

3) Länder und Ortsbeschreibungen, historische Untersuchungen über einzelne Familien, Gegenden, Städte, Burgen u. dergl., so wie Reisebeschreibungen, Sammlungen anderer Personen zu beinahe gleichem Zwecke und solcher Bücher mehrere, waren die dritte Quelle, aus der ich schöpfte und die mir eine reichliche Ausbeute gewährte. Nicht fürchte ich, in den übeln Ruf eines Plagiarius zu fallen, indem ich auch viele neue und ganz neue Bücher benutzte. Alle diese Schriften berühren nur zufällig den Punkt, der mein Hauptzweck war, und indem ich wünschte, alles in einem Brennpunkte zu versammeln, mußte ich auch von dorther etwas entlehnen, was uns und unsrer jetzigen Zeit so nahe steht, ja mit uns selbst in einerlei Treiben befangen ist. Getreulich ist auch diese Quelle jederzeit bemerkt worden.

4) Volkslieder auf Sagen gegründet. Hier findet sich auch nur wenig; wo etwas aufzuspüren war, ist das Lied immer neben die Sage gestellt worden, um zu zeigen, wie theils beide in einander überge-

gangen sind, theils sich wieder von einander entfernen und auf verschiedene Weise die Sage umfassen. Es gab auch andere, längere Gedichte, die man nicht Volkslieder nennen kann, welche der Aufnahme nicht unwerth erschienen, z. B. bei Nr. 16. 26. Von größern Liedern, in welchen Volkssagen bearbeitet worden sind, ward nur diesmal der merkwürdige Heinrich der Löwe aufgenommen, ein Gedicht, das noch einen wahrhaft alten, männlichen, tüchtigen Charakter trägt, dabei in vielen Stellen, wie nicht zu läugnen, etwas unbeholfen und holzschnittartig ist, aber in andern wieder so treu, mild und bieder, daß wohl ein jeder, der es aus einem richtigen Gesichtspunkt betrachtet, davon eingenommen werden muß. Eine andere poetisch bearbeitete, noch etwas längere Sage, wird in dem zweiten Bande erscheinen.

5) Legenden wurden, so viele auch vor mir lagen, nur wenig benutzt, theils da ihr Zuschnitt im Ganzen sehr einförmig ist, bei allen derselbe Grund unter leicht aufgetragenem Kolorit durchschimmert und so eine gewisse Eintönigkeit nicht zu vermeiden gewesen wäre, die man schon bei den aufgenommenen bemerken wird. Gerade aber so viel, als aufgenommen sind, schienen zur Rundung des Ganzen zu dienen.

Betrachtet man alle diese Quellen und übersieht das Resultat, was daraus gezogen ist, so findet man doch, daß die Masse des Gewonnenen der Masse des Bodens, aus der geschöpft werden konnte, nicht entspricht, aber der meiste Theil desselben ist unfruchtbar und in vielen Landen sind jene alten Schätze versunken, wie die Gold- und Silberkisten in den bezauberten Bergen, mit denen uns alle Mährchenerzähler überschütten. An vielen, sonst goldreichen Stellen, will die Wünschelruthe nicht mehr anschlagen. So lautet z. B. in der Vorrede zum Froschmäuseler eine Stelle also: „was auch der alten Deutschen Heidnischen Lehre gewesen, vernimmt man aus den wunderbarlichen Hausmährlein, von dem verachteten frommen Aschenbößel (Aschenbrödel) und seinen stolzen spöttischen Brüdern. Vom albernen und faulen Heinzen, vom eisernen Heinrich, vom alten Steidthardin und dergl." Wo finden wir noch Kunde dieser Mähren? Aschenbrödel, denn diese ist doch wahrscheinlich gemeint, wenn gleich die Brüder auf eine andere Geschichte zu deuten scheinen, müssen wir nur in Französischen Mährchen suchen und von den anderen wissen wir gar nichts. So könnte ich noch eine Menge nachweisen, unter denen indessen viele sein mögen, die mir nur allein fehlen, anderen wohl bekannt sind.

Wie nun manches Land viel, ein anderes wenig, ein drittes noch weniger und endlich gar nichts anbietet, so trete denn auch ich mit meiner Gabe hervor und erscheine bei weiten, großen und gewiß an Mährchen überreichen Ländern sehr armselig. Hätte ich meine Sagen unter einander geworfen und nicht die Länder von einander, mit gutem Vorbedachte, trennen wollen, so hätte ich diese Armuth verdecken und ganz stattlich mit der Summe derselben einherprunken können, aber dies war ganz gegen meinen Zweck. Möchten daher Männer in solchen vernachlässigten Gegenden, denen es um Aufhellung vaterländischer Alterthümer zu thun ist und die mich gerne in diese Jugendpfade begleitet haben, recht böse darüber werden und diese Vernachlässigung dadurch zu rächen suchen, daß sie mir recht viel Sagen ihrer Gegend mittheilen; mein und vieler Leser warmer Dank ist ihnen dafür gewiß. Nur bitte ich dabei, die Sage so rein und unverschönert zu erzählen, wie sie das Land und die Gegend giebt, da sie sonst hier nicht in diesen Kreis passend sein würden. Vorzüglich arm sind meine Sammlungen in Hinsicht auf die Oestreichischen Staaten, mit Ausnahme Böhmens, auf Tyrol, Baiern, Schwaben, die Schweiz, Franken, Gegenden, in denen allen gerade diese Quellen recht reichlich strömen müssen. Diese Gegenden sind da-

her auch ganz von mir übergangen! denn für die Schweiz hatte ich z. B. nur zwei Mährchen: den Pilatussee und die Jungfrau zu Basel. Eine bedeutende Masse Sagen, als z. B. alle Rheinsagen, wurden zurückbehalten, da dieser erste Band die ihm bestimmte Stärke vor der Zeit erreichte und erwarten nun ihre Bekanntmachung in einem zweiten Theile.

Die Anmerkungen sollten eigentlich für sich selbst sprechen, um so mehr, da schon oben davon im kurzen die Rede gewesen ist, aber es bedarf wohl doch noch eines Wortes, besonders da es später hinzu kommt. So viel Mühe ich mir auch gegeben habe, die Anmerkungen nur auf das Nothwendigste zu beschränken, so traten doch so mancherlei Umstände ein, welche erforderten, daß sie doch mehr anschwollen, als erst der Wille war, indem nur wenige Blätter dafür ausgesetzt wurden. Mit aller Sorgfalt ist indessen alles üppig Wuchernde weggeschnitten worden, insofern es nicht geradezu auf das Mährchen und seine verschiedenen Verflechtungen und Verzweigungen Bezug hat. Hier traten aber an einzelnen Orten merkwürdige Verwandtschaftsverhältnisse ein, die es nothwendig zu machen schienen, daß selbst Sagen aufgenommen wurden, die an einem andern Orte weit würdiger stehen, als ich ihnen hier einen Platz geben konnte, ich meine die Harzmährchen aus dem Otmar. Die

Historien von versunkenen Schlössern, Ruinen mit alten Schätzen in ihrer Tiefe, diese ziehen sich durch alle Länder hindurch und wollte man alle dergleichen Sagen aufnehmen, so gäben sie allein schon ein eigenes Buch. Dagegen ist es wohl sehr merkwürdig, mehrere derselben aufzustellen, um zu zeigen, wie dieselbe Grundidee da ist, wie sie sich wiederhohlt und bisweilen, der Bemerkung werth, nach der Eigenthümlichkeit des Landes sich verändert.

Desto wichtiger ist es aber wohl, zu sehen, wie selbst ferne Länder sich in der Sagen- und Mährchenwelt mit einander zu verknüpfen bemüht sind, ein Streben, das zu enthüllen mir bei diesen Sagen nur ein paarmal hat gelingen wollen, dagegen bedeutender hervortreten wird, wenn es mir einmal erlaubt sein wird, eine Vergleichung der Altdeutschen Erzählungen mit den Englischen, Italiänischen, Französischen und vor allen den Orientalischen darzulegen, ein Reich, in welches schon ein paar meiner Sagen ganz fallen und anderer Seits sich demselben bedeutend nähern.

Die angehängte literarische Uebersicht der Deutschen Volkssagen ist sehr mager und dürftig und bittet besonders um Nachsicht, da mir, in meiner jetzigen Lage, gerade die Hülfsmittel hierzu abgingen, doch wird sie nicht ganz nichtig erscheinen.

Anmerkungen.

I. Schlesische Sagen.

1. **Geschichte des Grafen Walther und der Helgunda.** Wir können mit Recht wohl diese Sage voranstellen, da sie ganz das Gepräge alter Zeit trägt und mit Anklängen an ältere Romanzen durchwebt ist. Sie hat durchaus noch das Kecke, Derbe der Ritterzeit und gründet sich auch auf einen alten Gesang. Noch in christlichen Zeiten zeigte man das Grab der Helgunda auf dem Schloß zu Wislicz in Felsen gehauen. Ein Chronikenschreiber Polens, Boguphalus, Bischof zu Posen (starb 1253.), der in lateinischer Sprache schrieb, erzählt diese Geschichte. Seine Chronik steht gedruckt in Sommersberg Script. Siles. Tom. II. p. 18 — 78. und diese Geschichte p. 37 — 39. Eine Deutsche, nicht wörtliche, Uebersetzung lieferte schon Klose in der dokumentirten Geschichte und Beschreibung von Breslau (Breslau 1781.) Theil 1.

S. 254. — 261. Auf den letzten Seiten vermuthet Klose, diese Geschichte sei Erfindung eines Slaven, da sie ganz den Charakter dieser Nazion trage, nicht aber eine Deutsche. Mir erschien sie aber immer ganz Deutsch, da das Ueberfahren über den Rhein, das Nachsetzen des Ritters, der Kampf, heimischen Boden in Sinn und Wort bezeichnet; und so fand es sich dann auch bei näherer Untersuchung, da es keine andere Geschichte, als die des Walter von Aquitanien ist, über die wir ein großes Gedicht in lateinischer Sprache besitzen, und das zum Kreise der Nibelungen gehört. Siehe mehr darüber in unserem Grundriß zur Geschichte der Deutschen Poesie (Berlin 1811. 8.) S. XXII. — XXIV.

2. Die Heidnische Jungfrau im Schlosse zu Glatz. Aelurius in seiner Glaziographie (Leipzig 1625.) S. 125—29 erzählt von dieser Jungfrau nach alten Sagen. Eine jede Erwähnung derjenigen Dinge, die man noch heutiges Tages sieht und die Bezug auf diese Jungfrau haben, geht auf die Zeit des Aelurius. Im Bres-lau'schen Erzähler Jahrgang 4. (Breslau 1803.) S. 100—5, 115—19, 135—40 finden sich drei Sagen von der Jungfrau im Schlosse zu Glatz, von Fülleborn erzählt. Da es indessen zweifelhaft, ob sie nicht eigene Erfindungen Fülleborn's, oder,

wie er häufig that, Uebertragungen fremder Sagen auf heimischen Boden sind, so hat man sie für jetzt nicht aufgenommen. Gleiche Bewandniß hat es mit mehrern Sagen im Breslau'schen Erzähler, besonders hat Rübezahl manches fremde, sogar Orientalische Mährchen auf sich nehmen müssen.

3. Die große Linde bei Eisersdorf, auch aus Aelurius Glaziographie. S. 125. 26.

4. Das Bild des Bären und der Jungfrau auf dem Zobtenberge. Aus Gothofr. Henr. Burgharti Iter Sabothicum, Breslau und Leipzig 1736. 8. S. 103—4. In Stein roh gehauen, vom Regen abgewaschen, mit Moos zum Theil bedeckt, findet man noch dies Frauenbild mit dem Fisch und dem dabei sitzenden sehr unkenntlichen Bären auf dem Wege zum Gipfel des Zobten. Das Bild der Frau hat eine Länge von 5 Ellen (nach der angeführten Reisebeschreibung), ungeachtet die Füße und der Kopf fehlen, und vermuthlich abgebrochen sind. Der Bär, welcher neben ihr sitzt, ist drei Ellen ungefähr hoch und scheint die rechte Tatze gegen ihre rechte Achsel auszustrecken. Beide Statuen waren mit Moos sehr bewachsen, als sie Burghart zeichnen wollte, welches derselbe erst vorher abputzen mußte. Dieser erzählt in dem angeführten Buche, wo auch ein

doppeltes Bild dieser Merkwürdigkeit ist, S. 101 —2 weiter: Der Stein, woraus sie bestehen, ist der hier gewöhnliche dunkel graue, doch etwas grobe Marmor und bei der Figur selbst konnte man die Ueberbleibsel des Halses gar deutlich gewahr werden. Die Brust ist nach Proporzion des übrigen Körpers breit genug, aber ganz flach und scheint nackend zu sein. Den linken Arm kann man neben der Brust deutlich liegen sehen. Am Unterleibe bis auf die Füße scheint sie bekleidet. Auf dem Schooße hat sie einen annoch sichtbaren und fast drei Ellen langen, etwas linker Seits gekrümmten Fisch liegen, der ihr noch weit bis über das Gelenk des linken Ellenbogens mit dem Kopfe reicht. Von den Händen, womit sie den Fisch ohngefähr in der Mitte umfaßt, sind nur Erhöhungen, aber keine Finger mehr zu sehen, wie ihr dann auch vom linken Ellenbogen ein Stück abgesprungen oder abgeschlagen worden. Der neben ihr sitzende Bär sieht sehr plump aus und kann man nichts deutlicher, als die Spuren der Ohren an ihm sehen, das eine davon schien vor noch nicht gar zu langer Zeit abgebrochen zu sein, weil der Stein daselbst, in Ansehung des andern, noch ganz frisch und von der Witterung noch nicht sehr befleckt war. Auf der andern Seite ließen sich von den Vordertatzen, eben sowohl wie von den Hinterfüßen, worauf er, als

ein dienender Hund, sitzet, genugsame Anzeigungen, wie auch der rund erhabene Bauch deutlich spüren.

Ob die Geschichte wahr sei, oder bloß durch die Zeit unbekannt gewordenen Steinfiguren ihre Entstehung verdankt, ist nicht zu bestimmen. An mehrern Orten wird sie erzählt, auch angedeutet in Kunowsky's Beschreibung des Zobtenberges. Schles. Provinzialblätter 1810. St. 8. S. 108—9.

5. Das Bild des Mönchs und Wolfs. Schles. Provinzialblätter 1810. St. 8. S. 109—110. Der Wolf, der sonst links am Wege von Floriansdorf nach Rogau auf Marxdorfer Gebiete lag, soll jetzt im Gehöfte des Bauers Wolf zu Marxdorf stehen, der ihn mit Musik hohlte, als er um und in den Fahrweg geworfen worden war. Der aus Granit gehauene Mönch steht noch unweit des Kieferndorfer Busches, links von der Straße nach Breslau, tausend Schritt hinter Kieferndorf. Kunowsky, ebendas. S. 109. — Das im Anfange erwähnte Kloster waren Augustinermönche, denen von Grafen Peter Wlast 1110 dort oben ein Kloster gebaut ward, was sie später nach Gorkau, dann auf die Sandinsel nach Breslau verlegten.

6. Wie das Kloster Trebnitz erbaut worden. Die Sage ist allgemein bekannt. Das Volkslied steht in einer handschriftlichen Sammlung,

die der verstorbene Fülleborn besaß, und woraus es im Breslau'schen Erzähler Jahrgang 2. Thl. 3. S. 434 — 35. abgedruckt steht. Man findet es auch im Wunderhorne II. S. 260. 61.

7. Die Ermordung der Tartarischen Kaiserin zu Neumarkt. Die Erzählung steht in der Legende der heiligen Hedwig, welche im Jahre 1504 in Deutscher Sprache zu Breslau in Folio gedruckt erschienen ist, Bogen Jij und iij, da es unfoliirt ist. Es ist historisch erwiesen, daß das Ganze nur ein Mährchen des Vols ist, welches aber sehr geliebt ward, da auch ein Volkslied darüber vorhanden, welches wir angefügt haben, und das aus jener eben erwähnten Sammlung herstammt. Es stand ebenfalls im Erzähler, am angeführten Ort, Thl. I. S. 63. 64 und im Wunderhorne II. S. 258 — 60.

8. Fräulein Kunigunde von Kynast. Nach der Geschichte in einem kleinen Hefte, das in Breslau und auf dem Kynast verkauft wird. Der Kynast bei Hermsdorf. 4te Auflage 1808. Hirschberg. S. 9 — 13. — Eine Bearbeitung von Fischer, mit ganz verändertem Schlusse, steht in dem Taschenbuche für Freunde des Riesengebirges. Nicht allein der Kommendant des Kynasts erzählt noch stets die Geschichte, sondern die Kinder desselben bringen auch dem zum erstenmale hin=

aufkommenden Freunden einen Haubenstock, dessen Kopf mit einer Igelhaut überzogen ist, als Bild der schönen Kunigunde, die einen Kuß verlange. Eine Gabe beschwichtigt die Kinder; denn sie ist ihr Zweck.

9. Das Innere des Zobtenberges. Die erste Geschichte aus Gothofr. Henr. Burgharti Iter Sabothicum s. oben S. 99 — 100. Die zweite aus dem Schlesischen historischen Labyrinth. Breslau und Leipzig. 8. 1737. S. 731. Wenn ich nicht irre, giebt's auch noch ein eigenes, weit gesponnenes Mährchen von Kotzebue, von der Wunderhöle im Zobten.

10. Rübezahl, der spukende Berggeist der Sudeten, ist zu bekannt, als daß noch viel von ihm angeführt werden sollte. Es würde eine wenig dankbare, für diesen Zweck selbst undankbare Arbeit sein, die weitläuftigen literarischen Nachweisungen über diesen Berggeist zu geben, wo Geschichten von ihm gefunden werden und wie sie gestaltet sind. Eine nicht minder undankbare Arbeit wäre es gewesen, mehr als die gewählten Geschichten von ihm zu erzählen. Alle sind in dem Munde des Volkes von einem Schlage und Zuschnitt und nur in dem Munde liebreicher Mährchenerzähler erhielten sie den Farbenschmelz, die sie der Jugend und dem Alter so lieb machen. Wir

konnten und wollten uns, unserm Zwecke nach, nicht an diese zu reihen versuchen. Besonders lieblich erschien uns immer das Mährchen in den neuen Volksmährchen der Deutschen von Erdmund und Maria, welches traulich und reitzend, ohne störende Anmerkungen zum Leser spricht. Eben so hat Musäus den Rübezahl verherrlicht und auch Friedrich August Schuster hat in seinen Volksmährchen der Schlesier (Breslau 1801.) S. 85—159 ein unbedeutendes Mährchen geschickt benutzt. Die Bearbeitung mit weiser Mäßigung, wie sie den Mährchen-Dichtern geziemt, bleibt auch die einzige Art, wie Rübezahl geschickt aufgeführt werden kann; bloß nacherzählt, hat er etwas Langweiliges, Trocknes. Wir haben uns daher mit wenigen, zur Urkunde der Art und Weise, wie man ihn findet, begnügt. Vieles Fremdartige, das auch andern Geistern und Zauberern zugeschrieben wird, trug die Zeit und die Laune der Erzähler auf ihn über. Es bleibt nur noch anzuzeigen, woher diese Geschichten genommen sind. 1. Aus Daemonologia Rubinzalii Silesii, das ist, ein ausführlicher Bericht von dem Rübezahl. Durch Praetorius. Die dritte Edizion. Leipzig. 12. 1668. Thl. I. S. 232—37. — 2. Ebendaher S. 275—77. Diese Geschichte wird auch, in andern Sagen, dem Teufel beigelegt, der mit dem armen Bauer Mitleiden ge-

habt haben soll. — 3. Ebend. S. 284 — 85. Dieser Scherz wird auch dem Böhmischen Zauberer Zesthen beigelegt, von dem weiter unten siehe, wo dieselbe Geschichte kurz noch einmal steht. Um zu zeigen, wie solche Sagen von dem einen Zauberer zum andern übergegangen sind, hat man die nehmliche unter beiden Personen beigebracht. Künftighin, in gleichen Fällen, nur Hinweisungen. — 4. Daselbst S. 285 — 92. Dies Mährchen ist noch eines der unterhaltendsten und angenehmsten und möchte wohl den Vorrang vor allen andern verdienen. 5. Aus demselben Buche, aber dem zweiten Theile (Leipzig 12. 1671.) S. 20 — 26. Liebenthal war ein Jungfrauenkloster Benediktiner Ordens, dicht an dem Gebirge; nahe daran und dazu gehörend ein Städtlein gleiches Namens. 6. Eben daher S. 42 — 45. 7. Ebendaselbst S. 183 — 88. 8. Daselbst S. 248 — 54.

11. Der diebische Rathsherr zu Schweidnitz, genommen aus Phoenix redivivus ducatuum Svidinicensis et Jauroviensis, autore E. I. Nasone. Breslau 1667. 4. S. 91 — 94. Es ist der gemeine Ruf, sagt Naso S. 93, daß diese Geschichte kein erdichtetes Wesen, sondern in Wahrheit also gründlich bewandt sei, wiewohl in dem Rathsarchive hiervon nichts verzeichnet anzutreffen, in Erwägung, daß man solche ungewöhn=

liche That und erschreckliche Geschichte, aus erheblichem Bedenken, sintemalen ohne dies das Gedächtniß in Stein ausgehauen bleiben würde, denen Stadtbüchern nicht einverleiben wollen; dannenhero der Name des unglückseligen Rathmannes, wie auch der Tag und Jahr des vorgeloffenen Trauerspiels in dem Alterthum verborgen liegt. — Anstatt des entseelten Körpers hat man ein steinernes Bild, so dessen Gestalt vorgewiesen, zum ewigen Gedächtniß begangener Missethat, auf das steinerne Thurmgeländer gesetzt, welches im Jahre 1642 ein mächtiger Sturmwind herunter geworfen, davon auf dem Rathhause annoch der Kopf zu befinden sein wird. — Im Jahre 1811 wollte man von diesem Kopfe, der, wie Naso S. 92 sagt; „einen großen, runden Bart geführt," nichts mehr wissen, wie das Ganze auch als Mährchen verworfen wird. S. 94 erzählt Naso noch: „Altbetagte Leute, so von ihren Vorältern solchen Verlauf vernommen, berichten, daß noch zu ihrer Zeit, ohne voriges Bildniß, gemeldter büßender Rathsherr nebst der Dohle, in Stein ausgehauen, über dem Thore seines Hauses gestanden, welches steinerne Bild, so ich deswegen selbst eigentlich betrachtet, in dem Hofe der Wohnung bis auf diese Stunde eingemauert zu befinden ist. — Obgleich man nichts über seinen Namen weiß, legt ihm

Naso doch S. 93. 5 Kinder bei. Man findet auch diese Geschichte im Breslauer Erzähler, Breslau 1802. Jahrgang III. S. 626—28.

12. Die beiden steinernen Bilder beim alten Rathhause zu Breslau. Nach einer mündlichen Ueberlieferung.

13. Die Gott geweihte Nonne zu Löwenberg, ebenfalls aus dem phoenix redivivus s. oben S. 153 — 155. Dort, wo sie oben abgebrochen, fährt Naso fort: „welche zum ewigen Gedächtniß solcher wunderlichen Geschicht (woraus zu lernen, daß man die Gott geheiligten geistlichen Jungfrauen in ihrer Reinigkeit nicht anfechten, noch mit Gewalt aus dem Kloster-Leben ziehen solle) nicht ferne von dem Eingange der Kirche, an einer steinernen Säule, in einem erhabenen Grabe zusammen vereinigt und darauf beider Bildniß, der Bräutigam in weltlichem und die Jungfrau in geistlichem Kleide in Stein ausgehauen worden, wie denn solches Grabmahl noch heutiges Tages daselbst unversehrt anzutreffen. Man meldet, daß der Braut geistlicher Habit lange Zeit an der Säule, über dem Leichsteine gehaugen haben solle. Ich aber habe mehr nicht, als ein Stück von ihrem Franziskanergürtel oben angeknüpft befunden." — So weit Naso, der den

Vater des Jünglings einen Präfekten der Malthe=ser Kommende (welche zu Löwenberg war) nennt.— Auch Sutorius in seiner Geschichte von Löwenberg (Bunzlau 1784.) erzählt Thl. 2. S. 312 — 14 diese Geschichte und verweis't sie unter die Mährchen, so wie mehrere andere Schlesische Historiker. Ganz zu verwerfen ist sie, wie alle diese Sagen des Volks, gewiß nicht.

Die jetzige Klosteraufhebung gab mir Gelegenheit, auch dieses Grabmahl, wiewohl ohne hinlänglichen und genügenden Erfolg, zu untersuchen. Es fand sich noch an der Seite der Kirche, bei einem Pfeiler, woran ein Nebenaltar. Die Platte ist Sandstein. Rechts liegt ein Frauenzimmer darauf, in langem, faltigem Gewande, oben über den Kopf einen Schleier geworfen, mit eng anliegenden, langen Aermeln, die aber oben, am Oberarm, weiter werden. Die rechte Hand reicht sie einem neben ihr stehenden Ritter, die linke hat sie mit zwei Fingern auf die rechte Brust gelegt, in der Hand einen Rosenkranz haltend. Der Ritter ist in leichtem Harnisch, mit bloßem, lockigtem Haupte, reicht ihr die rechte Hand ohne Handschuh, in der linken, mit Handschuh, hält er einen Schild und sein Schwerdt, rechts hängt ein kleiner Dolch an der Hüfte. Oben, zwischen den Köpfen, schwebt ein

leichter Helm. Unten, an der Seitenfläche des Steins, wo die Füße der abgebildeten Personen stehen, unter ihr ein Drache, unter ihm ein Löwe. Auf dem Schilde steht nichts, einige scheinbare Buchstaben sind gewiß später eingekratzt. Sonst findet sich auch durchaus keine Inschrift.

Es ward die Hoffnung gehegt, daß beide Personen vielleicht in einen metallnen Sarg gelegt sein möchten und diese denkwürdige Geschichte durch irgend eine in denselben gelegte alte Schrift verewigt sein könnte, da sie, wenn die Sage wahr erzählt, den Zeitgenossen zu wichtig sein mußte. Es wurde daher, da überdies der Grabstein wohl in eine andere Kirche zu bringen sein wird, mit Erbrechung des Grabes vorgeschritten. Nach Abreißung des obern Aufsatzes, der von Quadersteinen gemauert war, kam leichte Erde, mit Bruchsteinen untermischt, dann bald eine Menge auf einander gebauter Quadersteine, die eigends behauen schienen. So kamen die Arbeiter drei Ellen tief, ohne etwas anders als Steine, mit Erde gemischt, oft von beträchtlicher Größe, zu finden. Bisweilen erschienen kleine Knochen, Ribben, Armknochen und dergleichen, aber kein Kopf. Als die Arbeit auf dieser Seite vergeblich war, ward rechts hinüber, gegen den Gang zu, gearbeitet; hier fand sich leichte

Erde, bald auch verwitterte Pflanzenerde, von dem zerfallenen Sarge, und in kurzem nicht allein die Beinknochen, sondern auch die Rippen, Armknochen und der ganze Schädel, eines Mannes, mit Ober und Unter-Kinnlade und schönen, zwar lose neben einander stehenden, aber noch ganz vollständigen Zähnen, die einen Mann in der Blüte seiner Jahre anzuzeigen schienen. Von dem weiblichen Körper war, rechter Hand von dem männlichen, wo er, dem Grabsteine nach, liegen mußte, durchaus nichts zu entdecken, so wie auch keine Spur von Bekleidung, ritterlichem Schmucke und dergleichen bei dem Gerippe übrig geblieben war. Es wäre nun noch möglich gewesen, daß der weibliche Körper links gelegen hätte; hier waren aber auch die Untersuchungen, die nur oberflächlich angestellt werden konnten, da es zu finster ward und der nicht aufgehobene steinerne Estricht der Kirche nachzustürzen drohte, vergeblich. Bieten nun leider diese Nachgrabungen kein sicheres und festes Resultat dar, so scheint es doch beinahe ausgemacht, daß nur ein Leichnam unter dem Steine gelegen und mit höherem Rechte tritt diese Geschichte in das Reich der Mährchen über.

14. Die große Braupfanne beim Dorfe Warthau. Dies Mährchen gründet sich

auf mündliche Ueberlieferung. In dem Steinbruche bei Warthau befindet sich noch die verhängnißvolle, sehr große Braupfanne, die ich selbst gesehen. Sie ist über 26 Fuß lang und wohl 3 Fuß breit, aus einem mächtigen Steine gemeißelt und das Kunststück irgend eines Arbeiters im Steinbruche. Ihre Größe, und daß sie in der Tiefe steht, macht, daß sie noch nicht von ihrer Stelle hat bewegt werden können. Sie hat seit einigen Jahren einen Sprung, da sich im Herbste Wasser darin gesammelt, dies gefroren war und die Pfanne gesprengt hatte. Die zwölf kleinen Gefäße dienen jetzt im Dorfe Warthau dem Vieh zu Krippen. Warthau liegt zwischen Bunzlau und dem Gröditzberge, auch finden sich dabei die Ruinen eines alten Raubschlosses, in dem die geldbegierige Menge einen Schatz ahndet, der auch nicht weichen kann, da das Schloß mit Wasser rund umgeben ist. Ein Mann hat ihn schon einst gehoben gehabt, da reitet ein possierliches Männlein auf einem Ziegenbocke vorbei, er bricht das Geistern durchaus angenehme Schweigen und der Schatz versinkt wieder. Noch war niemand wieder so glücklich, ihn so hoch über den Erdboden zu erheben.

15. Rechenberg's Knecht, fand ich in dem Breslauischen Erzähler, von Fülleborn, im dritten Jahrgange, im zweiten Quartal. (Breslau

1802) S. 402—4. Es hat mit dieser Geschichte ebenfalls die bei Nr. 2. erwähnte Bewandniß, daß ich unschlüssig bin, ob sie wirkliche Sage ist, oder bloß eine Uebertragung Fülleborn's auf vaterländischen Boden. Die Sage selbst hat aber so etwas Frommes und Liebliches, daß ich sie ungern ausgelassen hätte.

16. Der schwarze Friedrich zu Liegnitz. Auch diese Geschichte erzählte uns Fülleborn in dem oben angeführten Jahrgang des Erzählers, im ersten Quartale S. 74—76 und S. 82—84. In allen historischen Werken heißt er der schwarze Christoph und er kommt in Chroniken sowohl, als ältern und neueren Geschichtsbüchern häufig vor. Ein Aufsatz über ihn steht in den Schlesischen Provinzialblättern Jahrg. 1791. S. 35—51 und S. 139—150. Im Jahre 1513 ward er gehängt. Auch Thebesius spricht von ihm, so wie in den Schlesischen Analekten, Schmiedeberg 1790. Juni, ein Aufsatz über ihn stehen soll, den ich wohl gewünscht hätte zu lesen; ich habe aber nicht diese Zeitschrift erhalten können. Das angeführte Gedicht ist aus Wahrendorf's Liegnitz'schen Merkwürdigkeiten, Budissin 1724. 8. S. 290—91. — Auf dem Zeughause zu Liegnitz befand sich noch bis zum Jahr 1740 der große Bogen des Christoph, sein sammte-

nes, rothes Kappel, in welchem er den Teufel beherbergt haben sollte, weil ein Mensch nicht im Stande gewesen sein konnte, ohne Teufelshülfe den gewaltigen Bogen zu spannen, sein ledernes Kollet von Elendshaut, durch welches keine Kugel gehen konnte, und sein Halstuch. In dem gedachten Jahre ward das ganze Zeughaus verkauft. Ein Geistlicher aus Leubus kaufte diese und andere Rüstungen für eine äußerst geringe Summe und so kam der Bogen und ein Pfeil des Christoph noch jetzt mit nach Breslau. Kappel, Kollet und Halstuch sind nicht gefunden worden.

Was aber diese Sage am merkwürdigsten macht, ist die Uebereinstimmung mit einer Harzsage die Danneelshöle, die unter diesen sich auch in unsrer Sammlung, des merkwürdigen Zusammenhanges wegen, befindet. Da die Historiker allgemein als bloße Sage alles dasjenige verwerfen, was wir vom schwarzen Friedrich erzählt haben, so mag wohl jenes Harzmährchen hierher verpflanzt und heimisch geworden sein.

II. Sagen aus Böhmen, Mähren, Ungarn und Oesterreich.

17. Libussa. Wem ist diese Sage nicht in der Bearbeitung des Musäus bekannt, wo sie Thl. 3. S. 5 bis 130. der neuen Ausgabe (Leipzig 1804) erzählt wird? Wie sie hier gegeben worden, findet sie sich in Martin Boregk's eines Breslauer's, Behmischen Cronica ꝛc. im ersten Theile, (Wittenberg 1587. Fol.) S. 5—8, dem ich diesmal lieber als dem Hagek folgte, der bei andern Geschichten mein Geleitsmann war. Dabei sind noch einige Prophezeihungen der Libussa und des Primislaus, die nicht hierher gehören.

In Betreff der gepflanzten Haselruthe erzählt, nach Boregk, S. 6. 7, Aenas Sylvius in seiner Geschichte von Böhmen, daß er unter den Privilegien des Königreichs Böhmen selbst Kaiser Karls des 4ten Briefe gefunden, in welchen solches für eine ganze Wahrheit angezogen worden. So sollen auch die Bauern dieses Dorfs sein befreiet worden, daß sie keinen Tribut, denn etliche Haselnüsse von denselbigen Sträuchen, den Böhmischen Königen geben dürfen, doch vermeldet er, daß Anno 1513 allein drei Bauern solche gegebene Freiheit genossen. Ob solche Sitte noch herrscht, ist mir unbekannt, wäre aber zu erforschen und bekannt zu machen wichtig.

Aus der Böhmischen Chronik von Wenzeslaus Hagecius, vom Ursprung der Böhmen rc. aus dem Böhmischen in das Deutsche übersetzt von Johann Sandel, gedruckt zu Prag, im Verlag zu Brüx. 1596 Fol., soll nun noch einiges nachgetragen werden. S. 4 wird die Gemahlin des Krokus, die wir im Musäus eine so liebliche Rolle spielen sehen, die dem Mährchen eben einen leichten, farbigten Schein giebt, Brezena genannt und ihr die Kraft der Zauberei beigelegt, wie denn dieselbe auch Krokus besitzt. S. 7 heißt sie Niva, und es wird von ihr gesagt, sie sei schön vom Ansehen und einer großen Gestalt gewesen. Sonst von der lieblichen Sage, die Musäus hat, nichts. Hagek nennt Bl. 7 die älteste Tochter Kascha (vgl. oben), die aller Zauberei und Klugheit voll gewesen sein soll, so daß die Böhmen ein Sprichwort von ihr hatten, wenn etwas, ohne Hoffnung es wieder zu finden, verloren ging: wo dies hinkommen, oder wer es gestohlen, könnte auch kaum die Kascha errathen. Die andern beiden Schwestern nennt er gleich.

Nach Hagek (Bl. 8.) entscheidet das Loos unter den Schwestern. Viele Prophezeihungen der Libussa sollen auf birkene Rinde, die dazu bereitet, geschrieben worden sein, die sie ihrer Dienerin Wlasta in Verwahrung gab (Bl. 10.) Auch wird erzählt, die Libussa sei darum zur Ehe so schnell ge=

schritten, da ihre Edelleute sie genöthigt, einen von ihnen zu nehmen und ihr Regiment verachtet hätte. (Bl. 10. b.) Von den Stieren wird erzählt: Die Ochsen erhoben sich, gleichsam fliegend und begaben sich unter die Wolken, doch senkten sie sich wieder und ein großer Fels, unter dem Dorfe, erzeigte sich, als ob er sich aufgethan. Daselbst hinein fuhren sie und der Felsen thät sich wieder zu, aus welchem ein Wässerlein fließt, gleich aus einem Kuhstalle und behält solchen Geruch bis auf den heutigen Tag (Bl. 11.). So erzählt wird auch dieser einzelne Theil der Sage in Frau Veneris Berg. S. 398—99. Die Schuh des Primislaus, die er selbst aus Bast und lindener Rinde gemacht hatte, sind lange Zeit von der Priesterschaft der Kirchen auf dem Wischerad, neben andern Kleinodien, in großen Ehren gehalten und bei Krönung eines jeglichen Königs demselben allezeit, sowohl als dem Volke gezeigt worden. Als aber nachmals König Sigismund Wischerad gewonnen, da sind sie verloren worden. (Bl. 13. b.)

Boregk behauptet: Libussa habe immer regiert und den Primislaus von der Regierung entfernt; das Gegentheil sagt Hagek, daß er mit ihr in vieler Einigkeit geherrscht und viele Gesetze, die er und Libussa gegeben, lange noch in Böhmen ge-

braucht worden. Im Jahre 735 starb, nach Hagek, die Libussa. (Bl. 18.)

18. **Wlasta.** Die Sage dieser Böhmischen Amazone, mit ihrem furchtbaren Heere, schließt sich unmittelbar an die Geschichte der Libussa. Boregk erzählt sie daher auch am angeführten Orte S. 9 bis 15. Dem Hagek ist diese Erzählung keineswegs fremd, auch bei ihm schließt sie sich an die Geschichte der Libussa, mit mehrern andern Umständen, wie denn in den Sagen immer, durch die ältesten Chronikenschreiber, oder durch den Mund, einzelne Verschiedenheiten herrschen; das Grundgebäu ist dasselbe, doch werden sie im ehrlichen Kampfe, nach wüthender Gegenwehr, überwunden und die List des Primislaus, einen Theil der Jungfrauen durch Verrath zu tödten, wird schon vor der Ermordung des Stiradius erzählt. Im Hagek werden auch alle die Anreden erzählt, die Wlasta an ihre Jungfrauen hielt, und die trüglichen Liste beigebracht, womit sie die Jünglinge in ihr Mordschloß zu ziehen suchte, um sie dem Tode zu übergeben. Hagek erzählt die Sage von Bl. 18 a. bis Bl. 25 b. — Auch ist sie als ein eigener Roman behandelt worden, den ich aber nicht kenne, indem ich nur in einem Kataloge diesen Titel fand: Wlasta und Scharka, oder der Mädchenkrieg in Böhmen, m. illum. K. 8. Prag 1794.

19. Das Roß des Horymirz. Die Mähre von einem mächtigen, weitspringenden Rosse finden wir an vielen Orten, man erinnere sich nur des berühmten Roßtrapps, von dem Otmar in den Volkssagen S. 181 — 86 die Sage erzählt, die sich tief in die heidnische Zeit hineinzieht und das Hünengeschlecht Schlesiens mit dem fernen Harze in eine wunderbare Berührung bringt. Auch erinnere ich mich auf der alten, trefflichen Burg Nürnbergs, auf einem hocherhabenen Gemäuer, das einen, am Rande eines sehr tiefen und breiten Grabens liegenden, Erdfleck umschloß, zween stark in den Felsenstein eingeschlagene Pferdehufe gesehen zu haben. Damals ward mir auch, von dem alten Küster, der mich herumführte, eine Sage erzählt, die ich leider vergessen habe. Einem jeden, der die Güte haben will, sie in meinem Gedächtniß aufzufrischen, sage ich schon jetzt zum voraus meinen Dank. — Das vorliegende Mährchen ist aus dem Hagek entlehnt, der es Bl. 53. a. bis 54. b. seiner historischen Beschreibung Böhmens erzählt.

20. Die verrätherischen Weiberohren. Aus dem Hagek Bl. 61. a — 63 a. Diese Erzählung erschien mir in mehr als einer Hinsicht merkwürdig, theils wegen der märchenhaften Geschichte, die dem Ganzen die Ueberschrift gegeben und sie daher schon in diesen Kreis zog, theils

aber auch wegen der vielen merkwürdigen alterthümlichen Andeutungen, die darin liegen. So erinnere ich mich noch nicht irgend anderswo gefunden zu haben, daß die abgerichteten Vögel, Habichte, Sperber u. dgl., deren sich die Völker des Mittelalters zur Jagd bedienten, ja mit in die Schlacht genommen wurden, um, wie hier, die Luft zu verfinstern und den Feinden ein Schrecken einzuflößen, indem diese Raubvögel, dürstend nach ihrem Blute, über ihnen schwebten. Nicht minder erinnert die Bitte des Stiers, ihm ein Grabmahl zu geben, daß auch längere Zeit sein Andenken fortpflanzte, an Slavische Sitten, Todte auf erhabenen Hügeln in Urnen beizusetzen, und hat überdies einen entfernten Anstrich Ossianischer Heldenkraft. Das Ganze hat ächte Züge des Mittelalters. Merkwürdig erscheint noch die Opferung der Eselin, ihre Verzehrung und die dadurch im Heere erhöhte Mannskraft. War diese Art Opferung häufiger und vielleicht auch in Schlesien gebräuchlich? Hierüber wünschte ich sehr, näher belehrt zu sein, um vielleicht einige, hier nur hingeworfene, Andeutungen zur Gewißheit zu bringen.

Die meisten Völker machen sich eine Freude daraus, ihren Nachbaren einen Spitznamen anzuhängen. So hatten in früheren Zeiten die Schlesier den Namen: Eselsfresser. Es ist darüber ein

eigenes Büchlein geschrieben, welches ich einmal in Händen gehabt habe, jetzt aber nicht gleich finden kann. Darin wird die Mähre erzählt, es wären einmal mehrere Schlesier auf die Jagd gegangen und hätten einen Esel für einen Hasen geschossen und verzehrt. Wie aber, wenn dieser Name weit tiefer läge? Wenn die Böhmen und Schlesier, in der heidnischen Vorzeit, die Gewohnheit, vor dem Kampf eine Eselin zu schlachten und zu verzehren, gemeinsam gehabt hätten, und spätere Zeit der verschwundenen geschichtlichen Kunde das obige Mährchen von der Jagd untergeschoben hätte? Es scheint mir dies wohl eine Berücksichtigung zu verdienen, und ich werde mich über jede Belehrung deshalb erfreuen. Man sehe auch darüber den Breslau'schen Erzähler 1800. S. 518. 19., wo drei Deutungen stehen.

21. Der ungetreue Vormund. Es kann auffallend erscheinen, daß ich diese Geschichte, die ein ganz historisches Ansehen hat und den Sagen und Mährchen keineswegs anheim fallen könnte, hier mit hineingezogen habe. Noch geringfügiger erscheint vielleicht der Grund, der mich dazu bewegte und der alleinig im Schlusse liegt. During soll sich eine Todesart wählen, und nimmt die des Stranges an einem Baume, der ihm beliebt. Lange sucht er, ehe er einen ihm anständigen Baum

findet. Diese List kommt mannichfach in unsern Altdeutschen komischen Romanen vor, am ausgeführtesten in dem Morolf, der sich dadurch sogar sein Leben rettet, da er gar keinen Baum finden kann. (S. die Deutschen Gedichte des Mittelalters nach von der Hagen und mir. Thl. I. Salomon und Morolf. V. 1588 bis 1573. Berlin 1809.) Der Italiánische Morolf (siehe die Einleitung zu dem eben genannten Gedichte S. XIX., wo die Stelle im Auszuge erwähnt wird), der dort Bertoldo heißt, hat denselben Spaß, der hier aus der Narrenwelt in die historische Welt tritt. Auch in von der Hagens Narrenbuch (Halle 1811.) findet man Seite 166—67 diese Geschichte von Morolf. Hagek erzählt uns übrigens diese Geschichte Bl. 63 a. b. Bl. 64 a. b. und sie ist bloß aus dem angegebenen Grunde von mir aufgenommen worden. — Johann Klipta schreibt in seiner Chronik, daß die Erle, woran sich During erhing, an dem Orte gestanden sei, wo jetzo, unter dem Wischerad, St. Adalbert Kirche ist. Hagek Bl. 64. b. —

22. Der Heilige im Walde. Diese Geschichte, so Hagek Bl. 78. b. bis Bl. 79. b. erzählt, möchte mit vollem Rechte zu der Legende gezählt werden können, indem sie in die ersten Zeiten des in Böhmen eingeführten Christenthums fällt. Der Name Iwan, Slavischer Name für Johann, er=

innert merkwürdig an den noch in Rußland gebräuchlichen Namen, an den Spanischen Namen Juan und an den in den Altdeutschen Gedichten, bei dem Roman der Tafelrunde, so oft auftretenden Namen Iwain, der gewiß nichts anders, als Johann sagen will. Das heutige englische John erinnert mehr an Juan und Johann selbst. — Mit dieser Legende treten mehrere Erzählungen religiösen Inhalts, von wunderbarer Gründung der Klöster u. dgl. ein, die alle mit Recht einer völligen Uebergehung würdig scheinen. Die wichtigste und nächste ist die Heiligsprechung des Wenzeslaus, die gleichfalls übergangen wird, nur eine Sage, die darauf Bezug hat und jetzt folgt, scheint zum Erzählen wichtig, so wie eine andere Legende, die auf die Thaten der Wlasta sich bezieht und bald folgt. Der erste Theil des Hagek ist reich an Sagen, Mährchen und Legenden und es wird bisweilen schwer, sie zu umgehen. Mehr würde indessen doch zu weit führen, was vielleicht schon geschehen ist.

23. Die Strafe des Gotteslängners bei Altbunzlau. Hagek 92. a. — 92. b. Diese Geschichte trägt den völligen Charakter der Sage an sich und tritt daher wieder mit Recht hier ein. Sie findet sich auch in Frau Veneris Berg S. 417 und 418. (Da bei dem vor mir liegenden Exemplare

der Titel fehlt, kann ich keine nähere Bestimmung desselben angeben.)

24. Die Erscheinung des heiligen Mathias. Boleslaus der erste hatte seinen Bruder Wenzeslaus ermordet. Wunder geschahen bei seinem Tode und ob seinem Grabe, er ward in die Zahl der Heiligen aufgenommen. Da diese Legende im Ganzen wenig Erfreuliches hat, ist sie hier wohl mit Recht übergangen worden. Gewissensangst quälten erst seinen Sohn, Boleslaus den zweiten, und er suchte an Kirchen und Priestern zu vergüten, dasjenige, was durch einen Verwandtenmord auf ihn geladen war. Hierhin hat auch diese Sage Bezug, die sich an die früheren Geschichten der Männin Wlasta anschließt und die Heidenzeit mit dem Christenthum in Verbindung bringt, so wie man dies häufig in den Altfranzösischen Sagen vom heiligen Grabe, Medin und anderen findet, die es sogar mit einem eigenen Vergnügen thun. Hagek erzählt diese Geschichte Bl. 104. b. bis Bl. 105. a. Die Begebenheit fällt in das Jahr 971.

25. Das verborgene Schloß im Walde. Hagek Bl. 130. a. bis Bl. 132. a. Ich erinnere mich, diese Geschichte auch schon an einem anderen Orte gelesen zu haben, bin aber in diesem Augenblicke nicht im Stande, nähere Auskunft dar-

über zu geben. Kaiser Heinrich der Vogelsteller ist derjenige, den die Sage meint, aber, wie bekannt, hatte dieser mit seiner trefflichen Gemalin Mechtildis eine Tochter, Gerburg, die an den Herzog von Lothringen verheirathet ward; die zweite, Mechtild, ward Aebtissin zu Quedlinburg, Hedwig, Graf Hugo's zu Paris Gemalin, Richsa, Herzogs Rudolf von Baiern Gemalin. Eine Tochter, die einem Grafen von Eberstein vermählt sein soll, verwerfen die Chronisten. Spangenberg's Mansfeldische Chronik. 1572. Fol. Thl. I. Bl. 123. So fällt, wie auch das Gepräge des Ganzen schon zeigt, diese Erzählung einig der Sage anheim.

26. Die entführte Nonne. Hagek Bl. 136. a. bis 137. a. Dies Gedicht ist aus Frau Veneris Berg. S. 352—55, wo ein Lateinisches und dies Deutsche Lied stehen, welches wohl der Annahme würdig erschien. Der Dichter weicht von der Geschichte in Hinsicht des Namens ab. — Was sich im Hagek noch ferner an diese Sage historisch anschließt, gehört nicht hierher und ward daher übergangen. Diese Geschichte, verbunden mit der vorigen, ward zu einem Volksroman bearbeitet, dessen frühsten Ursprung wir noch nicht kennen. Der Titel ist: Riesengeschichte, oder kurzweilige und nützliche Historie vom König Eginhard aus Böhmen ꝛc. Der Herausgeber sagt: er habe dies Buch

auf einer Reise in einem einsamen Schlößlein an der Nabe aufgefunden. Mehr darüber in dem trefflichen Werke von Görres, über die deutschen Volksbücher ꝛc. (Heidelberg, 1807.) S. 86—90. Dort steht auch S. 86—89 die Sage No. 29. aus dem Hagek abgedruckt und Nr. 30. ist angedeutet. Mehreres ist indessen in der Riesengeschichte geändert, z. B. heißt der Kaiser Otto, der aus dem Grafen Otto von Nr. 26. geworden ist.

27. Der Böhmische Zauberer Zython. Dubravii histor. Bohem. Hagek weiß von ihm nichts. Harsdörfer's Geschichtspiegel. S. 390. Remigii daemonolatria. Thl. 2. (Hamburg 8. 1703.) S. 163. Vgl. oben die Schlesischen Volksmährchen, in der zehnten Rubrik die dritte Erzählung und die dazu gehörige Anmerkung, woraus hervorgeht, daß man dem Rübezahl auch dieses Mährchen beilegt.

28. Junker Ludwig bei Eger. Aus Er. Franzißzi höllischem Proteus. S. 422—23. Die Sage ist unbedeutend und zeigt bloß von dem an mehrern Orten gewöhnlichen und übereinstimmenden Glauben, daß Menschen, die im Leben ruchlos gewesen, auch noch nach dem Tode die Leute quälen. Die Geschichte von wildem Jäger und andere mehr haben einen gleichen Grund.

29. Die weiße Frau. Diese Sagen sind von mehreren Orten her zusammen getragen und wird dies an den einzelnen Stellen bemerkt werden. Wem ist nicht die Sage von der weißen Frau bekannt, die an einzelnen Höfen, welche mit der Familie verwandt sind, aus der sie herstammt, der Sage nach, noch bei traurigen Vorfällen eine erschütternde Vorerscheinung ist. Merkwürdig bleibt es immer, daß die hochselige Königin von Preußen, Gemalin Friedrichs des zweiten, wie ich aus glaubwürdigen Quellen weiß, mit ihrer Oberhofdame, der Frau von Kannewurf (?), völlig überzeugt gewesen sein soll, vor einem Todesfalle, den ich nicht genau anzugeben weiß, die weiße Frau gesehen zu haben, die in ihrem eigenen Nebenzimmer gewesen und durch eine verschlossene Thür verschwunden ist. Selbst Historiker nahmen Erzählungen von ihr in die Geschichte der Mark Brandenburg auf, wie die oben erzählte Geschichte beweis't.

Das Taschenbuch Alruna, Jahrg. 1. (1805.) S. VI. bringt Altdeutsche Göttinnen, die Alrunen, mit der weißen Frau in Verbindung, so daß letztere eine Abkömmlingin von einer dieser sein soll. Welche Beläge dazu vorhanden sind, ist nicht angeführt, mir auch durchaus nicht klar. Zwischen beiden ist nur der Zusammenhang, daß sie die Zukunft verkündeten.

Den ersten Theil nahm ich aus Remigii daemonolatria (s. ob.) S. 371—74. Dort werden noch, als Gewährsmänner, angeführt: Richterus in axiomat. oeconom. Der Jesuit Balbinus in seinen Werken. — Die Geschichte von Peter Rok ist aus des Erasmus Franzisci höll. Proteus. S. 81—84. Es findet sich daselbst viel über die weiße Frau, unter mehrern Kapiteln, als: S. 59 bis 74 unter der Ueberschrift: die weiße Frau; S. 74 bis 84 die Ueberschrift: der weißen Frauen Ursprung und S. 84—92 von dem süßen Breie. Da hier manches durchaus Fremde mit verflochten ist, so ward nur dasjenige genommen, was hier brauchbar erschien. Ueber das Fest des süßen Breies sind S. 84. 85. 86—89. 90. 91. benutzt worden. Ihr sittiges Wesen, dann aber auch ihren Zorn, wenn nicht das Fest des süßen Breies gehalten wird, lesen wir an d. a. O. S. 70—72. — Eine sehr wohl ausgeführte schauerliche Bearbeitung der Sagen von der weißen Frau, ihrem Erscheinen und dem Feste des süßen Breies, durch Mdme. Naubert, findet sich in den neuen Volksmährchen der Deutschen Bd. 3. S. 141—211. In dem zur Alterthumszeitung Idunna und Hermode, herausg. von Gräter, gehörigen Almanach auf den Januar des Jahres 1812 finde ich, beim 6. Jan. die heil. Prechta von Rosenberg, in Schwaben die Prech-

tölterin genannt und zur Erklärung darüber, unter den Volksfesten, nur kurz die Materialien des Vaterlandes, München 1782, ein mir unbekanntes Buch, angezogen. Das Lexikon der Heiligen kennt keine heilige Bertha von Rosenberg.

30. Die Jungfrau auf Schloß Parenstein in Mähren. Die Sagen aus Mähren, Ungarn und Oesterreich fallen hier bei mir sehr gering aus und kann ich sie nur als Vorläufer einer größeren Sammlung betrachten. Gerade in jenen gebirgigen Gegenden müssen noch eine Menge Sagen im Gange sein, die mir leider bis jetzt nur sparsam zugekommen sind. Ich wünsche sehr in dem zweiten Bande diesen Mangel recht aus dem Grunde heben zu können.

Das oben bezeichnete Mährchen ist aus dem höllischen Proteus des Er. Franziscus genommen, wo die erste Erzählung S. 90—95, die letztere S. 462—63 steht.

31. Die Braut Christi zu Großwardein in Ungarn. Dies Gedicht ist noch als fliegendes Blatt bekannt und dergleichen Sagen, daß an himmlischen Orten Personen nur Stunden lang zu verweilen glauben und dennoch Jahre, ja oft Jahrhunderte lang, sich aufhalten und dann mit einemmale in die ihnen ganz fremd gewordene Welt zurückkehren, finden wir an vielen Orten

gleichmäßig, oft mit denselben, bisweilen mit anderen Umständen wieder. Man sehe z. B. die Legende von dem Wälschen Herzoge im Paradiese, die, aus einer Handschrift des fünfzehnten Jahrhunderts, in dem Journal Kuriositäten (Weimar 1811) Bd. 1. Heft 2. S. 180—89 abgedruckt steht, und durchaus einen gleichen Ideengang mit dem mitgetheilten Gedichte hat. Auch in dem Breslauer Erzähler, im sechsten Jahrgange S. 585—89 findet sich eine ähnliche Erzählung, unter der Ueberschrift Mariane. Ist sie wirkliche Sage oder Uebertragung fremdes Stoffs auf vaterländischen Boden? ich weiß es nicht, vermuthe aber beinahe letzteres, und habe sie daher auch nicht unter die Schlesischen Sagen aufgenommen, ehe ich darüber nicht in Gewißheit bin. — In des Knaben Wunderhorn, alte Deutsche Lieder von A. v. Arnim und Cl. Brentano. (Heidelberg 1806.) Thl. 1. S. 64 bis 69 findet sich auch dieses Lied, aus einem fliegenden Blatte mitgetheilt, jedoch in vielem verändert, wobei es zweifelhaft ist, ob dies durch die Herausgeber geschehen, oder ob es wirklich noch eine andere Dichtung davon giebt.

32. Schloß Greifenstein. Entlehnt aus den Ritterburgen und Bergschlössern Deutschlands v. Fr. Gottschalk. (Halle 1811.) Bd. 2. S. 103 bis 5. Dort wird diese Sage bei einer Schilderung

der Burg Greifenstein, die von einem Freiherrn von Boyneburg dem Verfasser mitgetheilt ist, angeführt, der sie aus den Wanderungen und Spazierfahrten in die Gegenden um Wien, von Fr. von Geheis, 2s Heft 1803, genommen.

33. Die Gründung des Klosters Schlägel. Aus den eben angeführten Ritterburgen 2c. II. Seite 140—43. Erst besetzte Kaliogus das Kloster mit grauen Mönchen, als es diesen zu rauh und kalt ward, mit Prämonstratensern, und machte es zu einer der reichsten Abteien Oesterreichs. Im Kloster selbst waren noch vier alte Gemälde, welche die Begebenheiten des Grafen Kaliogus, in Ansehung der Stiftung, enthielten. Die Verse waren noch im Jahre 1727 an einer Mauer angeschrieben, jetzt sind sie verwischt und aus einer alten Chronik genommen. — Zum ewigen Gedächtniß der Stiftung mußten vor alten Zeiten die Geistlichen des Klosters Schlägel monatlich den Gottesdienst in diesem Schlosse halten, welches aber nachgehends, wegen der Weite des Weges und weil sich einer todt gefallen hatte, dahin verändert ward, daß dieser Gottesdienst in dem Kloster gehalten werden konnte, wie ebenfalls folgendes Gedicht diese Anekdote an der Mauer verewigt hatte.

Zur ewigen Gedächtniß dieser Fundazion
Jeder Bruder im Kloster, eigener Person,

Monatlich den Gottesdienst zu Falkenstein
Andächtig zu verrichten schuldig allein.
Daselbst in ein Zimmer auf der Wehr
Die Klosterbrüder hätten ihr Einkehr.
Die Münch kommen ohn' alle Gefahr,
Die Schlagbrücken vor dem Zimmer aufgezogen war,
Fielen unversehen hinunter zu todt;
Der helfe zur Seligkeit der ewige Gott.
Anno 1480.

Der Freiherr von Boyneburg ist auch, an dem genannten Orte, der Mittheiler und nahm sie aus den genealogischen und historischen Beschreibungen von den adelichen Familien derer Herrschaften, Schlösser, Klöster und Städte des Erzherzogthums Oesterreich, von Johann Freiherr von Hohenede. Passau 1732. Fol., einem Buche, das mir noch nicht vorgekommen ist.

Der Anfang des oben, im Text, angeführten Liedes scheint gar nicht hierher zu passen, und gehört auch nicht hierher, sondern ist der Anfang eines andern Liedes, das noch als Volkslied im Gange ist. Wir finden es, aus einem fliegenden Blatte abgedruckt, im Wunderhorne, Thl. 1. S. 255 bis 56. Die erste Strophe heißt dort:

Es reit der Herr von Falkenstein
Wohl über ein' breite Haide.
Was sieht er an dem Wege steh'n?
Ein Mädel mit weißem Kleide.

In Herder's Volksliedern findet man es auch Thl. 1. S. 232. So wie im Deutschen Museum,

mit einer vorhergehenden Abhandlung, die ich leider jetzt nicht zur Hand habe.

34. Der wandelnde Geist zu Rauheneck. Aus den Ritterburgen rc. (s. oben) II. S. 269—70.

III. Sagen und Mährchen aus der Lausitz, Sachsen und Thüringen.

35. Der große Stein bei Görlitz. Lausitz'sche Merkwürdigkeiten rc. von Samuel Großer. Leipzig und Budissin, 1714. Bl. Thl. V. S. 12. Solcher Sagen giebt es gar viele, an manchen Orten. Sie stimmen häufig im Kleinsten mit einander überein und sind daher oft nur anzudeuten nöthig. — Im Protschberge bei Budissin (s. den eben a. O. S. 16) soll eine geld- und schatzreiche Höhle sein, aber die Sage ist dort nur zu kurz und unvollkommen angedeutet.

36. Jakob Böhme sieht den Schatz in der Landeskrone. Aus Abraham's von Frankenberg Leben des Jakob Böhme, hinter seinen Schriften. In der Amsterdamer Ausgabe in zwei Quartbänden vom Jahre 1715. S. 3. 4. Frankenberg legt diesen Eingang in die schatzreiche Höhle so aus: welches eine Vorbedeutung auf seinen

geistlichen Eingang in die verborgene Schatzkammer der göttlichen und menschlichen Weisheit und Geheimnisse wohl sein können.

37. Der Mädchensprung auf dem Oybin. Nicht einer Hünin, wie auf dem Harze, (s. Otmar S. 197. 98.) mächtigen Sprung über das Thal erzählt hier die Sage, sondern nur den Sprung eines gewöhnlichen Mädchens in eine grausenvolle Tiefe hinab, um sich vor verfolgender Unbill zu retten. Alle drei Sagen stehen in dem Werke: Der Oybin bei Zittau von D. Pescheck. Zweite Auflage. Zittau und Leipzig 1804. S. 33. 34. Es giebt eine eigene Sammlung der Sagen von Oybin, die ich indessen nur dem Titel nach kenne, über den Inhalt nicht zu urtheilen vermag. Sie zeigen hier deutlich den ältern und jüngern Ursprung und wie die Zeit selbst bemüht war, der Sage ein neues Gewand umzuhängen, sie näher zu bringen.

38. Der Tod des heiligen Beneda. Von der Legende abweichend, schwebt die hier aufgenommene Erzählung zwischen Sage und Legende, hat indessen doch mehr den Charakter der ersteren gewonnen. So wie sie hier steht, mit Ausnahme des Schlusses, fand ich sie in des Theatri Saxonici anderem Theile, durch Laurentium Peccenstein. Jena, 1608. Fol. S. 5. 6. Schon der Name ist entstellt und wer diesen Heiligen unter dem ge=

gebenen Namen suchen wollte, würde ihn nie finden. Das ausführliche Heiligenlexikon (Kölln und Frankfurt 1719. gr. 8.) S. 243—45, lehrt uns, daß der heilige Benno, der Slaven Apostel und Bischof zu Meißen gemeint sei, der 1010 zu Hildesheim geboren ward und 1106 zu Meißen starb, aber nicht ermordet wurde. Das angeführte Lexikon giebt darüber nähere Auskunft. Den Schluß der Sage, welche Wunder bei seinem Grabe geschehen sind, lieferte das Heiligenlexikon.

39. Wie das Bergwerk zu St. Annaberg gefunden ward. Aus der eleganten Zeitung für das Jahr 1811. Nr. 200. S. 1597—98.

40. Ursprung der Burg Hohen Schwarm oder der Sorbenburg bei Salfeld. Diese unbedeutende Sage wurde aus dem erneuerten Alterthum, oder der Beschreibung der der Bergschlösser in Deutschland, von Melissantes, Frankfurt u. Leipzig 1713. 8. S. 356. 57. genommen.

41. Der Hörselberg bei Eisenach. Aus Frau Veneris Berg. S. 374. 75. Eine Bearbeitung findet sich in den Volksmährchen aus Thüringen von F. W. Möller. 1794. 8. S. 1—100. Die Hörselbergsspende. In wie fern diese mit der gegenwärtigen zusammenhängt, weiß ich nicht mehr genau, nur erinnere ich mich, daß die Bearbeitung keinesweges genügend war.

42. Landgraf Ludwig der Eiserne und der Schmidt. Aus dem jetzt florirenden Thüringen v. J. G. Gregorius. Erfurt 1711. 8. S. 95. steht aber auch einigemale in dem schon angeführten erneuerten Alterthum des Melissantes.

43. Die Frau von Weissenburg. Meißner's und Kanzler's Quartalschrift. Jahrg. I. St. 2. S. 102. ff. Dort ist die Einleitung aus einem alten Manuscripte genommen, das mit der Brühl'schen Bibliothek in die öffentliche königl. Bibliothek zu Dresden gekommen ist. 4. Nr. 412. Die Rechtschreibung ist geändert. Das Lied hat Brotuf in seiner Chronik aufbewahrt. Lib. 2. c. 12. Im Wunderhorne Th. 1. S. 242—45 findet man es auch. — Die Geschichte wird erzählt in: den königl. und kaiserl. Jagdgeschichten rc. (Kölln am Rhein 1749.) S. 389—95. — Ziegler's täglichem Schauplatz der Zeit rc., 8. Januar. p. 15. — Spangenberg's Mansfeld. Chronik. p. 181—82. — Struthiomanti Jägerhörnlein und in dem erneuerten Alterthum des Melissantes an mehrern Orten.

Merkwürdig ist, daß in einem alten französischen Ritterromane: Histoire et chronique de Gui d'Hantone, chevalier du sacre et de l'Herbolotte, nouvellement refaicte de rimes en prose Françoise. Par Pierre Desrey Champenois. Lyon 1579. 8. sich die Mutter des Gui auf eine

gleiche Art von ihrem Gatten befreit. Man findet einen Auszug dieses Romans in der Bibliothek der Romane Bd. 16. 17., und im ersteren S. 15 die hierher gehörige Stelle. — In der Titania, oder dem Reiche der Mährchen, von Benzel Sternau, kommt S. (?) ein Mährchen vor, worein eine der Frau von Weissenburg gleiche Geschichte verflochten ist.

44. Ludwig der Springer. Die Worte der bekannten, auch dramatisch von Hagemann bearbeiteten Sage, sind aus dem erneuerten Alterthum ꝛc. des Melissantes. S. 144. 45.

45. Der Schatz zu Kloster Walkenried. Jetzt florirendes Thüringen a. a. O. S. 153. 54. Dr. Georg Henning Behrens, Hercynia curiosa. Cap. IX. p. 193.

IV. Märkische, Pommer'sche und Mecklenburgische Mährchen.

46. Das Wunderblut zu Belitz. Annales marchiae Brandenburgicae durch M. Andreas Angelus. Frankfurt a. d. Oder. Fol. 1598. S. 101.

47. Der Wunderring im Hause derer von Alvensleben. Oldenburgisch Chro-

nikon ꝛc. durch Hermann Hammelmann. 1599. Fol. S. 21.

48. Vom Wunderblut zu Zehdenick. Angelus a. a. O. S. 102. 3.

49. Die Teufelsmauer zu Lieberose. Lausitz'sche Monatsschrift. 1798. Thl. 2. 7—12s Stück. Görlitz. S. 323—24. Der geworfene Stein ward um das Jahr 1790 zu einem Grundsteine verbraucht. — Finden wir irgendwo einen Wunderbau, aus großen, kaum beweglichen Massen aufgethürmt, Werke, die man sonst den Cyklopen, in der romantischen Zeit den Riesen, Hünen, beimaß, finden wir irgend ein künstliches Werk, das in eine Zeit fällt, in welcher die Kunstfertigkeit, die sich darin offenbaret, Staunen erregt, so können wir auch gewiß sein, daß das Volk eine Sage damit verbunden hat und was sonst die Hünen gethan hatten, muß, in der späteren Zeit, der Teufel übernehmen, der dann auch gewöhnlich den Werkkünstler, oder denjenigen, der ihn bedung, in tausend Stücken zerreißt, oder betrogen wird und wüthend seinen Zorn durch ein übermächtiges Werk bezeugt und seine Krallen in den Gegenstand einbrennt. Schon oben ist die Hülfe des Teufels in einigen Sagen berührt worden und wir werden von manchen Orten auf diese Bemerkungen noch zurückweisen können. Die meisten dieser Sagen haben in=

dessen einerlei Guß und fallen größtentheils in einander.

50. Die tugendhafte Nonne. Angelus S. 135. Diese Sage ist allgemein bekannt und vielfach erzählt und dargestellt worden.

51. Das Wunderblut zu Wilsnack in der Priegnitz. Angelus S. 167.

52. Der bestrafte Mönchsgeitz. Joh. Mikrelii erstes Buch des alten Pommerlandes. Alt-Stettin 1639. 4. S. 299.

53. Der durch einen Poltergeist getödtete Knabe. Mikrelius, Buch III. S. 405. Man vergleiche mit dieser Geschichte die Sage von dem Hildesheim'schen Gespenst Hütchen oder Hudchen und man wird finden, daß beide wohl nahe mit einander verwandt sein mögen.

54. Die wunderthätige Hostie zu Doberan. Aus dem Mikrelius.

55. Wundervolle Entdeckung eines Mordbrenners. Lübeckische Chronik 2c. zusammengetragen durch Hans Reykam, herausgegeben von J. F. Faust von Aschaffenburg. 1619. Fol. S. 23.

V. 56. Heinrich der Löwe, Herzog von Braunschweig.

Die Geschichte Heinrichs des Löwen, wie sie oben besungen worden ist, fällt alleinig dem Sagenkreise anheim, die Geschichte weiß nur, daß er im gelobten Lande war und ruhig heimkehrte. Der tapfere und viel besprochene Held, lebend in der Zeit, wo die Sagen leicht emporwuchsen (1129 bis 1195), der eines Löwen Muth besaß und in dem Vaterlande der Mährchen, im Orient gewesen war, konnte gar leicht zu dem Helden einer solchen Mähre werden und ward es, da seinen in Erz gegossenen Leichenstein ein Löwe schmückte, in dem die Sage den treuen Begleiter, der auf seinem Grabe gestorben war, erblickte, nicht mehr an die sinnbildliche Bedeutung denkend.

Die Erzählung dieser Sage blieb nur in dem mitgetheilten Gedichte, das alten Ursprung in dem kernhaften, treuen Ausdrucke, in den mehrfach verwandelten, und auf alte Worte zurückführenden Reimen, wenn die Reime nicht gänzlich übergangen werden sollen, bewährt, übrig. Görres in seinen Volksbüchern S. 91 — 93 würdiget es treffend, mit wenigen, durchgreifenden Zügen. Eine Handschrift blieb uns nicht übrig, nur als Volksbuch wandelt es noch umher und geht hier

unverstümmelt von Generazion zu Generazion, wie zwei vor mir liegende Drücke, ein älterer und ein neuerer, beweisen. Ueber das wenig Literarische verweise ich auf den Grundriß der Altdeutschen Poesie, von von der Hagen und mir. (Berlin 1811.) S. 185. Dort fehlen indessen, durch ein Versehen, ein paar Notizen, die ich hier nachbringen will. Hans Sachs hat Buch IV. Th. 2. Bl. 57. a. bis 59. a. eine Historia, von ihm am 23sten Mai 1562 verfertiget. Dramatische Bearbeitungen finde ich: eine Oper von 1696. Gottsched's nöthiger Vorrath zur dram. Dichtkunst. (Leipzig 1757.) Vorr. I. 263. Vom Jahre 1697 eine Oper von Fiedler, gedruckt zu Braunschweig. Gottsched a. a. O. I. 265. Vom Jahre 1716 ebenfalls eine Oper zu Braunschweig gedruckt (vielleicht eine neue Auflage der vorigen). Gottsched a. a. a. O. I. 290. Im zweiten Theile S. 264 erwähnt Gottsched: Herzog Heinrich der Löwe, in einem Hochdeutschen Singspiel, mit großg. Erlaubnis eines Hochedelen Raths d. R. R. freyen Stadt Augspurg, aufgeführet Anno 1698. Gedruckt allda bey Joh. Christ. Wagnern. 8.

Deutlich und unverkennbar ist es, daß andere Sagen auf dieses Gedicht einen großen Einfluß gehabt haben, ja daß es eigentlich aus dreien Sagen zusammengesetzt ist. Der Greif, welcher den Rit-

ter ins Nest führt, erinnert an Herzog Ernst, dem ein Gleiches geschah. Ritter Iwain, dessen Thaten Hartmann von der Aun besang, erschlug einen Lindwurm, der mit einem Löwen kämpfte, und der Löwe ward nun sein treuer, unwandelbarer Begleiter. Wie aber der Teufel den Herzog durch die Lüfte führt, werden wir an den edlen Möringer erinnert, dessen Schicksale auch ein Lied besingt, das in den Volksliedern von mir und von der Hagen (Berlin 1807.) S. 102—115 steht. Der Möringer wird durch einen Engel herübergeführt, Heinrich der Löwe muß aber selbst siegreich des Teufels Macht niederkämpfen. — Die Erkennung durch den in den Becher geworfenen Ring ist allgemeines Eigenthum jener Zeit und mehreren Sagen, Volksliedern, Romanen gemein, gleich wie es mehrere solch übereinstimmende Anklänge im Mittelalter giebt, so wie Worte und Reden, die vielfach wiederkehren.

VI. Kindermährchen.

57. Von den Mahandelboom. Ein Kindermährchen in der Pommer'schen Volkssprache und nacherzählt von Ph. O. Runge. Stand zuerst in der Zeitung für Einsiedler. (Heidelberg 1808. 4.) S. 229 — 37. Hieraus ist es entlehnt worden.

58. Von dem Fischer und syne Fru.

Soll auch aus der Erzählung des verstorbenen Mahlers Runge aufgenommen sein und ward mir handschriftlich durch meinen Freund von der Hagen mitgetheilt.

59. Das Mährchen vom Popanz und

60. Das Mährchen von der Padde verdanke ich freundlicher mündlicher Mittheilung und eine gleiche Bewandniß hat es mit

61. Der Geschichte des Bauer Kiebitz.

Die vier letztern Mährchen werden, hoffe ich, meinen Lesern größtentheils unbekannt sein, und mögen, wie ich wünsche, nicht wenig zu ihrer Erheiterung beitragen.

VII. Harz-Sagen und Mährchen.

Ueber die Aufnahme der meisten dieser Mährchen bedarf ich eine Entschuldigung, da ich sie aus einem Buche nehme, in welchem sie an einem weit ziemlicheren und ihnen gebührenderen Platze stehen. Aber es waren einige Ideen, die ich über diese Mährchen gefaßt hatte, Nachrichten, die ich mitzutheilen wünschte, die mich vermochten, sie hier mit einzuschieben, da ich so einiges Neue hinzufügen konnte. Ich habe nur genommen, was gerade meinem Zwecke nahe

lag und werde darüber bei den einzelnen Sagen ausführlicher sprechen.

62. Vom König Laurin. Dieser und der in der folgenden Nummer betrachtete Ilsung sind Helden des überaus merkwürdigen Heldenbuches und von Spangenberg in seiner Mansfeldischen Chronika, Th. 1. (1572.) auf die vorliegende Weise in die Historie gezogen und zu Bewohnern des Harzes gemacht worden. Laurin steht daselbst Bl. 16. a. b. und ist diese ganze Art, wie Spangenberg diese Sagen betrachtet, ein leeres Phantom, was jedem Kundigen sich von selbst ergiebt. Indessen ist dieser Gebrauch uralter Sagen immer eine nicht unmerkwürdige Erscheinung und schien daher wohl werth, einmal mitgetheilt zu werden und die Sagen vom Harze zu eröffnen. Wer sich übrigens über das Gedicht von Laurin unterrichten will, findet alles dahin gehörige in dem literarischen Grundrisse der Altdeutschen Poesie (Berlin 1811.), herausgegeben von von der Hagen und mir. S. 64—71. Das Gedicht selbst muß man noch im alten Heldenbuche nachlesen.

63. Vom Ilsung. Auch aus dem Spangenberg, a. a. O. Bl. 17. Mit der Anwendung und Auslegung dieser Sage hat es eine gleiche Bewandniß, wie mit dem König Laurin. Daran schließen sich bequem einige Riesen- und Zwerg-Sa-

gen des Harzes, die ganz in jene frühste Zeit fallen.

64. Die Zwerghöhlen. Entlehnt aus Hercynia curiosa oder curiöser Harzwald ꝛc. von Georg Heinrich Behrends. Nordhausen 4. 1703. S. 74. 75. Hiermit ist zu vergleichen, was Otmar S. 325 — 31 von den Zwergsagen und ihren Höhlen beibringt. Der Grund dieser Sagen liegt tief, in unergründlicher Vorzeit und keine der vielen Hypothesen möchte ihn aufhellen. In den Volksmährchen aus Thüringen S. 101 — 223 beruht die Erzählung von der silbernen Braupfanne auf gleichen Sagen.

65. Der Creful. Ebenfalls aus Hercynia curiosa etc. S. 121 — 22. Anders erzählt Otmar S. 185. 86. die Sage. Die Geschichte vom Taucher bringt er aber auch bei.

66. Roßtrapp. Hercyn. curiosa. S. 130 zu vergleichen mit Otmar S. 181 — 85. Der Grund ist derselbe, nur anders gewendet und mit dem Creful in Verbindung gebracht. Vom Mägdesprung, den Ottmar 197 — 98 erzählt, scheint auch der Verfasser der Hercyn. cur. eine andere Mähre gehabt zu haben, die er aber blos S. 131 andeutet, indem er sagt: obschon die Einwohner da herum auch eine Fabel von einem Schäfer, einer Bauernmagd und einem Ziegenbock erzählen und

vorgeben, daß dieser Fußtritt von dem Sprunge gedachter Magd entstanden sei.

67. Das Nadelöhr bei Kloster Ilefeld. Eine kurze, aber derbe Sage, von der Größe und Stärke der Hünen, die Felsen mit sich führen und aufthürmen konnten. Hercyn. cur. S. 126. 27. Die Sitte mag noch geübt werden, denn eine so vortheilhafte Gewohnheit läßt man nicht fahren.

68. Der Hochstädtische See und die schwimmende Insel. Hercyn. cur. S. 85. 86. Solche Versenkungsgeschichten hat man an mehrern Orten. Unter den Böhmischen Volkssagen findet sich eine dergleichen und man vergleiche damit die schauerliche Mähre vom Grundlos in Otmar's Volksagen S. 253 — 66.

69. Der Kyffhäuser, ist ein merkwürdiger Berg, auf den mannichfache Sagen gehäuft sind Die wichtigste aber ist wohl, daß Kaiser Friedrich mit dem rothen Barte verzaubert in ihm sitze und seine Erlösung erwarte. Wie kommt Kaiser Friedrich dazu? Man erlaube mir hier eine Vermuthung, die ich übrigens auf keine Weise mit irgend einem Belege unterstützen kann. In frühsten Zeiten glaubte man häufig, daß welthistorisch wichtige Herrscher, besonders diejenigen, deren Thaten in die romantischen Dichtungen übergingen, nicht

stürben, sondern in Bergen und Höhlen fortlebten, um dermaleinst, wenn das Vaterland bedrängt wäre, wieder hervorzutreten. So lebt Artus noch auf einer von der Morgane bezauberten Insel und Kaiser Karl der Große wird als Bewohner des tiefen Brunnens auf der Burg zu Nürnberg angenommen (Hercyn. cur. S. 151.) Die Vorrede des Heldenbuchs berichtet uns, daß Dietrich von Bern nicht gestorben sei, ein Zwerg habe ihn fortgeführt, und er sei nicht wieder gekehrt. Zwerge werden immer als Bewohner der Berge angeführt und so glaubten die frühsten Altväter vielleicht, in Sagen, die nicht mehr unter uns sind, daß Dietrich von Bern in dem Kyffhäuser wohne. Allmälig verloren sich die Sagen, es war nur noch ein unbestimmtes Mährchen, als Kaiser Friedrich der erste gen Jerusalem zog, und durch diesen Zug, so wie durch seinen rothen Bart, ein fabelhaftes Ansehen unter dem Volke erhielt, das nun den so ähnlich klingenden Namen Dietrich mit Friedrich, der ihm weit näher lag, vertauschte und so die älteste Sage gänzlich in Vergessenheit brachte. Die späteren Jahrhunderte wußten ja gar fast nichts von Dietrich und blieben daher leicht bei dem Kaiser Friedrich. Ich glaube diesen Uebergang darum besonders annehmen zu müssen, da der Zug ins heilige Land, der rothe Bart mir doch zu geringe Motive für das Volk er=

scheinen, um ihn in ihre Sagen aufzunehmen, um so mehr, da über seinen Tod und die Gewißheit seines Todes keine Streitigkeiten und Ungewißheit waren.

Auch den Propheten Jonas hat man in einen Berg gebracht, aber es ist ein bloßer Scherz reisender Personen, der sich von einem auf den andern verpflanzte. Zwischen Naumburg und Meißen liegt das Schloß Schönburg, das Ludwig der Springer 1062 zu bauen anfing; jetzt ist es eine Ruine. Die vorbei nach der Leipziger Messe reisenden Personen haben oft ihren Possen mit diesem Schlosse, indem sie den jungen Leuten, welche zum erstenmale anf die Messe ziehen und sich umsehen wollen, zu erzählen wissen, es sitze Jonas oben an einem steinernen Tische, und sei ihm der Bart durch diesen Tisch bis auf die Erde gewachsen. Wenn nun die neugierigen Einfältigen solches glauben, und solches Lügen-Wunder gerne sehen wollen, so werden solche von etlichen dahin begleitet. Sobald sie aber in die Mauern eingetreten, so verschließen die anderen die Thür und lassen keinen wieder heraus, bis sie der Gesellschaft etwas zu verschmausen versprechen. Neu eröffneter Schauplatz denkwürdiger Geschichte ꝛc. von Melissantes. Frankfurt und Leipzig 1715. 8. S. 60.

Der Eingang ist aus Frau Veneris Berg Seite 376—77. entlehnt.

1. Der Ritterkeller auf dem Kyffhäuser, aus dem Otmar S. 134—40. Dieses und die folgenden Mährchen nahm ich darum daher, da ich eine vollständige Sammlung zu geben wünschte, indem ich ein paar, noch von Otmar nicht erzählte, lieferte. Die lieblichen Erzählungen selbst, mögen mich entschuldigen.

2. Die goldnen Flachsknoten. Otmar S. 443 — 44. Daraus entlehnt von Gottschalk, in den Ritterburgen Deutschlands 8. 1811. Th. 2. S. 237—38.

3. Die Wunderblume. Die Erzählungen von solchen Wunderblumen sind nichts Seltenes, man findet sie an mehrern Orten, wo sie Berge eröffneten, in denen Schätze ruhen. Dies Mährchen erzählt Otmar S. 147—50. Daraus Gottschalk a. a. O. S. 238—40.

4. Der Ziegenhirt. Otmar S. 153 — 58. Auch solche Geschichten wiederhohlen sich oft, wir finden sie gleich nachher an selbigem Orte. Ihr Zusammenhang, wenigstens ihr Ursprung aus gleicher Quelle, mit den religiösen, die Braut Christi aus Großwardein und andern, ist unverkennbar. So erzählen auch die Chroniken, es habe ein=

mal einer sieben Jahr lang in einer Luke auf dem Dom zu Lübeck geschlafen, daß es niemand gewußt, und dann erst sei er wieder, wohl und gesund, zum Vorschein gekommen. Hier ward List eines Betrügers Sage.

5. Das gealterte Brautpaar. Ist von gleichem Schlage wie das vorige Mährlein, aus gleichem Grundstoff entsprungen. Es findet sich in den Ritterburgen Deutschlands von Gottschalk. Th. 2. S. 242 — 44.

6. Der verzauberte Kaiser. Aus der Hercyn. curios. S. 151. Der Verfasser läßt sich Seite 152 — 53 in eine Untersuchung ein, welcher Kaiser Friedrich wohl dort sein könnte, wobei er entdeckt, es könne geschichtlich auf keinen gedeutet werden, das Ganze sei Mährchen. Dies zugegeben, deutet der rothe Bart, der so besonders hervortritt, wohl sicher denjenigen an, der gemeint ist.

a. Der Schäfer und der Kaiser. Ebendaher. Gottschalk erzählt sie am a. O. S. 240 — 41 so, daß der Schäfer nichts bekommen habe. Das ist aber ganz gegen die dankbaren Gesinnungen der Geister in den Mährchen, wenn ihnen ein Vergnügen gemacht ist.

b. Der Kaiser und die Musikanten. Gottschalk a. a. O. S. 241 — 42. Die Prinzessin beweis't hier ihre Großmuth gleich dem Rübezahl, der auch immer Unbedeutendes, wohl gar etwas Unsauberes, schenkt, das daheim immer klares, gediegenes Gold ist.

70. Das Lied vom Blocksberg. Venusberg S. 380 — 83. Ich habe lieber das Gedicht, das alle den Zaubertand zusammenfaßt, dessen Tummelplatz der Brocken ist, hier geben wollen, als einige oder mehrere von den schlechten Geschichten zu erzählen, die von diesen Hexentänzen herumgehen, die ihren Ursprung im 16. und 17. Jahrhundert zu deutlich beurkunden und wohl wenigen Freude gewähren möchten. Dies ist die einige Masse von Volkssagen, die auch noch unter den Vornehmen herumwandert, aber wir möchten ihnen gerne andere dafür zur allgemeinen Ergötzung geben, da diese nur zu sehr zeigen, wie häufig die vornehmen Stände, wenn sie mit den niedern theilten, das Schlimmere nahmen, ohne es freilich zu wollen.

71. Der treue Burggeist zu Scharzfeld am Harz. Gottschalk a. a. O. Bd. I. S. 51 — 54. Auch Behrens, in der Hercynia curiosa S. 196 erzählt von diesem Thurme, auf dem ein

Geist nie ein Dach leiden wolle und daher in der Nacht immer wieder hinunter würfe, was am Tage gebaut worden. Drum sei der Thurm auch ohne Dach.

72. Die Dummburg. Otmar S. 235 — 38. Dieses Mährchen ist nicht gering merkwürdig, da es Orientalischen Ursprungs wohl unbedenklich, bis auf Kleinigkeiten, ist. Es ist nehmlich der Anfang der Geschichte von den vierzig Räubern, deren Uebersetzung man, wenn ich nicht irre, in der neuen tausend und einen Nacht findet. Dieser Anfang ist durchaus allgemein, kann an jeglichem Orte einheimisch gemacht werden und ist daher ein allgemeines Eigenthum der Mährchenwelt. Es möchte eine wohl belohnende Untersuchung sein, zu erforschen, um welche Zeit dieses Mährlein im Harze zuerst erzählt ward. Was in dem Orientalischen Mährchen darauf folgt, fällt schon in die Sitten und Gewohnheiten des Landes, in dem die Sage entstand, und war daher nicht auf Deutschen Boden zu verpflanzen. In meiner Jugend habe ich dies Mährchen, mit sonderlichem Vergnügen, auch oft erzählen hören.

73. Mönch und Nonne zu Schloß Mansfeld. Gottschalk, a. a. O. II. S. 299 — 300. Man vergleiche damit die Schlesische Sage oben, No. 12.

74. Die Tidianshöhle bei Schloß Falkenstein am Harz. Gottschalk a. a. O. II. S. 207. — 12. Auch hier spielt die Wunderblume eine bedeutende Rolle.

75. Die Daneelshöhle. Otmar, S. 279 — 292. Schon oben bei No. 16. habe ich die merkwürdige Verwandtschaft dieser Sage mit der Schlesischen vom schwarzen Friedrich berührt und die Vergleichung wird dies bestätigen, wenn auch diese Sage weit ausgeführter ist.

76. Der Engel Gottes leitet aus der Baumannshöhle. Eine Erzählung, die unbedenklich neueren Ursprung beurkundet. Sie fand sich in der Hercynia curiosa etc. S. 23.

VIII. Sagen und Mährchen aus verschiedenen Gegenden Deutschlands.

77. Das wüthende Heer und Frau Venus Berg. Das Lied ist genommen aus Frau Veneris Berg S. 127 — 32. Steht auch im Wunderhorne I. 86 — 90. so wie in den Blocksbergsverrichtungen von Prätorius. Die darauf folgende Erzählung gab ebenfalls Frau Veneris Berg S. 132 — 34. Von dem wüthenden Heer steht vieles im höllischen Proteus S. 527 — 44, so wie man ein langes Mähr=

chen in den Volkssagen (Eisenach 1795.) Th. I. S. 3 — 60 findet. Eben so ist dabei zu vergleichen Otmar, der wilde Jäger Hackelberg und die Tut-Ursel, S. 241 — 250. Neue Volksmährchen der Deutschen, Th. I. S. 361 — 444. Die Sagen gehen aber hier etwas bunt durch einander, da sie bald hier, bald dort, wo einmal ein wilder Jäger aufstand und das Land quälte, einheimisch geworden sind.

78. Das Oldenburger Horn. Oldenburgisch Chronikon rc. durch Hermannum Hammelmann. 1599. Fol. S. 19. 21. S. 20 ist eine Abbildung des Horns, so wie auch das Titelblatt des ersten Bandes vom Wunderhorn ein Bild dieses Horns zeigt, das lange Zeit aufbewahrt und viel betrachtet worden ist. Dies Mährchen schließt sich an das vorige an; man möchte dafür halten, daß auch hier eine Art von Venusberg gewesen sei, der sich dem Grafen geöffnet habe. Eine Bearbeitung findet man in den neuen Volksmährchen der Deutschen, Bd. 2. S. 221 — 352, so wie in den Volkssagen, Th. I. S. 63 — 124.

79. Die Tanzenden zu Kolbeck bei Magdeburg. Aus dem Breslau'schen Erzähler. Hagek S. 128 erzählt auch die Geschichte, und setzt sie ins Jahr 1005. Otmar spricht S. 29. davon, nennt aber das Dorf Dannstedt, eigentlich Tanzstadt, bei

Wernigerode. Der Graben, den die Tanzenden im langen Umschwunge in die Erde gestampft, soll noch zu sehen sein, nach dieser Angabe.

80. Kobold Hütchen zu Hildesheim. Aus dem höllischen Proteus S. 792—98. Eine lange Erzählung von diesem Geiste findet man in den Volkssagen 2c. Th. I. S. 127—170. Dort heißt er Hudchen. Ich erinnere mich auch, vor vielen Jahren eine andere Erzählung, Freund Hütchen, gelesen zu haben, wo aber, weiß ich nicht.

81. Das stille Volk. Hammelmann a. a. O. S. 21. 22. Ein Stamm des Völkchens, von dem uns die neuen Volksmährchen der Deutschen, Bd. 1. S. 3—109 ein so überaus liebliches Mährchen erzählen.

82. Der Wink Gottes. Mündlich. In Italiänischen Novellen, in Deutschen Erzählungen finden wir die Geschichte, von einer auf die erzählte Art im Grabe wieder erweckten Scheintodten, oftmals wiederhohlt, aber nirgends erinnere ich mich, sie bis zur Legende gesteigert gefunden zu haben, wie hier.

83. Vorbedeutungen des Todes.

1. Zu Kloster Corvey. Bucelinius in Germania sacra. Tom. II. f. 163. Notitiae S. Rom. Germanici imperii proc. Lib.

Lib. III. c. 19. p. 334. Höllischer Proteus S. 1054—55.

2. In der Stiftskirche zu Merseburg. Höllischer Proteus S. 1056.

3. In der Domkirche zu Lübeck. Mart. Zeillerus Friedlieb in medulla theologica. Höllischer Proteus S. 1060. 1063. In den neusten Zeiten brachte Langbein, unter dem Titel: die weiße Rose, diese Geschichte in eine Ballade, die in dem Taschenbuche Minerva, auf 1812. S. 265—72 steht. Er hat sie etwas verändert und nach seiner Laune gemodelt. Der Domherr wird von ihm Raimundus genannt.

4. Im Dom zu Breslau. Breslau'scher Erzähler Jahrg. II. S. 319.

84. Kleinere Sagen.

1. Warum die Kreuzschnäbel kreuzförmige Schnäbel haben?

2. Es fliegt ein Engel durchs Zimmer. Mündlich.

3. Die Sage vom Rothkehlchen. Shakespeare im Cymbeline.

Literarische Uebersicht der Bücher, welche Deutsche Volkssagen und Mährchen ausschließend enthalten.

1. Deutsche Volksmährchen von Johann August Musäus, herausgegeben von C. M. Wieland. Gotha, bei C. W. Ettinger. Bd. 1. von 1804, die übrigen von 1805. Das Jahr der ersten Ausgabe ist mir nicht gegenwärtig.

Diese erweckten erst die Lust und Liebe an dieser Kinder- und Männerfreude, und man wußte es Musäus nicht wenig Dank, daß er sich von einem Invaliden diese Mährchen hatte erzählen lassen, der ihm mit seiner kurzen Tabakspfeife das Zimmer verpestete. Viele dieser Mährchen sind von einer bewunderungswürdigen Frische und Lieblichkeit und manchen hängt nur der eine, oft gerügte, Fehler an, daß der Ton durch Abhandlung von Dingen und Hinweisung darauf verfehlt ist, die gerade hierhin am wenigsten gehören.

Th. 1. a. Die Bücher der Chroniken der drei Schwestern. S. 1—98. Ein liebliches Mährchen.

b. Richilde. S. 99—178.

c. Rolands Knappen. S. 179—266. Lustig und keck.

Th. 2. a. Legenden vom Rübezahl. S. 5 — 216. Lustig und ergötzlich.

b. Die Nymphe des Brunnens. S. 217 — 312.

Th. 3. a. Libussa. S. 5 — 130.

b. Der geraubte Schleier. S. 131 — 254.

c. Liebestreue. S. 255 — 328.

Th. 4. a. Stumme Liebe. S. 5 — 174. Sehr ergötzlich.

b. Ulrich mit dem Bühel. S. 175 — 272.

c. Dämon Amor. S. 273 — 318.

Th. 5. a. Melechsala. S. 5 — 188.

b. Der Schatzgräber S. 189 — 289.

c. Die Entführung. S. 290 — 320.

Mehr dieser Sagen und Mährchen sind, in der Bearbeitung des Musäus, schon wieder Volksbücher geworden, als z. B. Ulrich mit dem Bühel, Libussa u. s. w. Sie würden sich dazu noch mehr eigenen, wenn nicht der allgemein ihnen gemachte Vorwurf unzeitiger Anspielungen sie dem Volke entzöge.

2. Kindermährchen aus mündlichen Erzählungen gesammelt. Erfurt, 1787.

a. Das Vögelchen mit dem goldenen Ei. S. 1 — 57.

b. Weistäubchen. S. 58 — 93.

c. Der neue Fuchs. S. 94—150.

d. Die Königin Wilonitte mit ihren zwei Töchtern. S. 151—186. Zweckmäßig erzählt.

3. Neue Volksmährchen der Deutschen. Leipzig, 1789. 8. von Madame Naubert.

Erstes Bändchen.

a. Das stille Volk. S. 3—109.

b. Der kurze Mantel. S. 110—275. Die bekannte Erzählung vom kurzen Mantel (court manteau) am Hofe des Artus, in Verbindung gebracht mit einer lieblichen Deutschen Sage von einer Blumennymphe.

c. Ottilie. S. 276—360.

d. Die Legende von St. Julian, worin die Geschichte vom wüthenden Heere und zum Schluß eine Andeutung des getreuen Ekard's sich befindet. S. 361—444.

Zweites Bändchen. 1791.

a. Erdmann und Maria, ein Nachtrag zu den Legenden vom Rübezahl. S. 2—220.

b. Das Oldenburgische Horn. S. 222—352.

c. Die Hamelschen Kinder, oder das Mährchen vom Ritter St. George. S. 353—480.

Drittes Bändchen. 1792.

a. Die Fischer. S. 1—140. Bearbeitung eines

Mährchens, das in meinen Rheinsagen folgen wird, und in der Gegend bei Speier am Rheine geschehen sein soll, von Madame Naubert aberan die Donau verpflanzt wird.

b. Die weiße Frau. S. 141 — 211.

c. Jungfernsprung und Roßtrapp, zwei Harzsagen in eines verbunden mit zwei Französischen Fabliaux, die in den Contes et fabliaux p. Barbasan stehen. Die beiden Geschichten sind der zum Ritter gewordene Bauer, an welche sich wieder eine Deutsche Sage anschließt, von einem wunderthätigen Bilde, das nur an einem bestimmten Tage ein Wunder thut und dann le palefrois verd, der Grauschimmel, eine Erzählung, die auch Nicolai in seinen Gedichten bearbeitet hat. So sind eigentlich, sehr sinnreich, fünf Sagen in eine Geschichte verwebet.

d. Der Müller von Eisenbüttel. S. 323 — 398. Erinnert auch an den treuen Eckard und möchte vielleicht die schwächste sein.

e. Erlkönigstochter. S. 399 — 494.

Viertes Bändchen. 1792.

a. Genoveva oder die Träume. S. 1 — 152. Die bekannte schöne Legende.

b. Die zwölf Ritter von Bern, oder das Mährchen vom Hort der Nibelungen. S. 153 — 293.

Eine eigene und ganz wunderbare Erzählung dieser großen Sage.

c. Ottbert. S. 294—412.

Schon diese Uebersicht lehrt, daß wir hier und in der ersten Sammlung nicht rein Deutsche Sagen allein finden, sondern daß sie mit manchen andern untermischt sind, wie wir dies noch in der Folge bedeutend bemerken werden, bei fast allen Sagensammlungen.

4. Volkserzählungen der Deutschen und des Auslandes, aus der wirklichen und Ideenwelt, vom A. F. Wismar. 1. Bd. Halberstadt, 1791. Scheint gottlob nicht fortgesetzt worden zu sein.

a. Die Verlobung vor der Geburt. S. 3 — 108.

b. Eduard der Siedler. S. 111—120.

5. Volksmährchen aus Thüringen, von Friedrich Wilhelm Möller. 1794. Zwei unbedeutende Sagen, deren Bearbeitungsart mir keinesweges gefallen will.

a. Die Hörselbergsspende. S. 1 — 100.

b. Die silberne Braupfanne. S. 101—223.

6. Volkssagen. Eisenach. Th. 1. 1795.

a. Das wüthende Heer. S. 3—60.

b. Das Oldenburgische Horn. S. 63 — 124.

c. Hudchen. S. 127—170.

d. Das Bergschloß. S. 173—188.

Zweiter Theil.

a. Das Kiefhäuserschloß. S. 3 — 80.

b. Die Nixe S. 83 — 136.

c. Das verfluchte Jungfernloch bei Eisenach. S. 134 — 182.

d. Rübezahl. S. 185 — 208.

Manches sehr gut erzählt.

7. Oestreichische Volksmährchen, vom Verfasser der Sagen Oestreichischer Vorzeit. Wien, 1800. Th. 1. Ist mir unbekannt.

Th. 2.

a. Die Brüder am Donaustrome. S. 3 — 41.

b. Die Spinnerin am Kreuze. S. 45 — 106.

c. Die Ruinen von Petersdorf. S. 109 — 157.

Ob die Sagen Oestreichischer Vorzeit hieher gehören, weiß ich nicht, da sie mir ganz unbekannt sind.

8. Volkssagen, nacherzählt von Otmar. (Nachtigall) Bremen, 1800.

a. Die Sage vom Lügensteine. S. 27 — 28.

b. Die Sage vom Gürgenholze. S. 30 — 34.

c. Die Sage vom Staufenberge. S. 37 — 38.

d. Die Sage von dem Teufel in der Kirche. S. 38 — 39.

I. Oertliche Volkssagen auf der Südseite des Harzes.

A. Hohensteinische Volkssagen.

e. Lora. S. 75 — 78.

f. Jakob Nimmernüchtern. S. 81—112.
g. Die Hufeisen an der Kirchthüre. S. 115—18.

B. Volkssagen in der goldenen Aue.
h. Die Quäste. S. 123—30.
i. Der Ritterkeller. S. 133—40.
k. Die goldenen Flachsknoten. S. 143—44.
l. Die Wunderblume. S. 147—50.
m. Der Ziegenhirt. S. 153—58.
n. Der verzauberte Kaiser. S. 161—66.

II. Oertliche Volkssagen auf der Nordseite des Harzes.
o. Ilse. S. 171—74.
p. Die Teufelsmauer. S. 177—78.
q. Die Roßtrappe. S. 181—86.
r. Die Teufelsmühle. S. 189—94.
s. Der Mägdesprung. S. 197—98.
t. Das Mannesfeld. S. 201—2.
u. Der Thomaspfennig. S. 205—22.
v. Die Dummburg. S. 225—38.
w. Hackelnberg. S. 241—50.
x. Das Grundlos. S. 253—66.
y. Das Hünenblut. S. 269—70. 2 Sagen.
z. Der Wolfstein. S. 273—76.
aa. Daneel (Daneels-Höhle) S. 279—92.
bb. Ehrlich währt am längsten. S. 295—310.

III. Ueber die Hünen und Zwergsagen. S. 313—58.

A. Zwergsagen auf der Südseite des Harzes. S. 325—29.

B. Zwergsagen auf der Nordseite des Harzes. S. 329—31.

9. Volksmährchen der Schlesier, ein Taschenbuch auf das Jahr 1801. Von Fr. Aug. Schuster. Breslau. 12.

a. Der Vogel Greif. S. 1.

b. Der Wurzelmann. S. 85.

c. Die Krötenkönigin. S. 160.

a. erzählt die Gründung der Burg Greifenstein. b. ist ein Mährchen vom Rübezahl und c. eine Sage von den Hausberge bei Hirschberg. Wie viel davon alte Sage ist, ward mir nicht bekannt. Es ist nicht mehr, als dies eine Bändchen erschienen.

10. Volkssagen von Gustav. Leipzig, 1806. 8. Kenne ich ebenfalls nicht.

11. Kindermährchen von Grimm. Heidelberg, 1809. Sind mir auch unbekannt und soll nicht viel daraus zu nehmen sein.

Die Volksmährchen von Peter Lebrecht, die romantischen Dichtungen von Tieck, können auch von mir hier nicht angeführt, sondern nur berührt werden, da ihr Inhalt nicht sowohl die Volkssagen,

als vielmehr die Volksromane begreift, denen in unserem Buche der Liebe ein Platz verschafft worden ist. Manche Sage ward freilich, in dem Gange der Zeit, zu einem großen Roman ausgesponnen, wenn ihr Beginnen auch so gering war, wie die meisten hier dargebotenen Sagen.

Nachschrift.

Mein Sagenbüchlein liegt jetzt vollendet vor mir. Machte es mir auch manche Freude, wie ich es einzeln sammelte, hier und dort neuen Stoff fand, der mir theils ganz unbekannt, theils nur gering bekannt war, schien es sich mir auch da weit auszudehnen und viel zu umfassen, so treten mir doch jetzt, da alles gesammelt und geordnet steht, die vielen Lücken nur zu sehr entgegen und vermehren den Wunsch in mir, daß diese Blätter mir einige Freunde gewinnen mögen, die mich gütigst unterstützen, um diese vielen Lücken auszufüllen und zu bewirken, daß alles sich mehr rundet und schließt. Sie werden mich höchlich verbinden, wenn sie ihre Zusätze entweder geradezu an mich, zur Zeit in Breslau, oder an die Verlagshandlung, unter meiner Adresse, schicken wollen.

Betrachte ich manche Abtheilung, so erscheinen die darin erzählten Sagen etwas flach und nüch-

tern, aber diese Schuld liegt in dem Lande selbst, in dem sie entstanden, das nicht ein volles, saftiges, üppiges Gewächs, wie andere Länder und Theile Deutschlands, zu treiben vermochte. So ist diese Nüchternheit wieder karakteristisch und wenn manche Leser mir dafür nicht Dank wissen möchten, daß ich diese Sagen mittheile, so hoffe ich dagegen mir den Dank derjenigen zu gewinnen, die diese Sagen verschiedener Gegenden gegen einander stellen wollen, um das sich schon früher entworfene karakteristische Bild der Nazion daran zu bewähren, oder es sich erst neu zu entwickeln. Die Gestalt, in welcher die Natur in einem Lande erscheint und auf das Gemüth der Einwohner Eindruck macht, bildet sich auch in ihren Volksdichtungen mehrentheils nach, und so liefern uns die Gebirgsgegenden die schönsten und kräftigsten Sagen, so wie auch die ältesten, da noch nicht der wandelbare Geist so sehr in ihnen die Oberhand genommen, der die Ebenen beherrscht.

Möge dies Büchlein meinen Lesern und mir nur Freude bereiten. Im Januar 1812.

B.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

[illegible] Lage in dem Lande [illegible], und nicht ein solches [illegible] wie andere [illegible], zu treiben vermögen. [illegible] seiner Landwirthschaft [illegible] nicht Dank [illegible] Regen [illegible], so [illegible] zu [illegible] Eigenthum gegen [illegible] daß sich jeder selbst [illegible] Hülfe des Regens daraus [illegible] zu verschicken. Die [illegible] in einem Lande erscheinet und [illegible] der Einwohner Einfluß [illegible] Stoffwirthschaften [illegible] und die [illegible] Segen, so [illegible], wo [illegible] leicht der [illegible] Geist [illegible] ihnen die Oberhand genommen, der [illegible] Eigenschaft beherrscht.

Möge dies Büchlein meinen Lesern und [illegible] der Freude bereiten. Im Januar 18[illegible]

D.

[illegible]

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Büsching, Johann Gustav Gottlieb,

Volks-Sagen, Märchen und Legenden

Bd.: 2

Leipzig (1812)

P.o.germ. 207 m-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10106557-3